MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Nummer 141

3. Quartal / September 2004 * 36. Jahrgang

Inhalt

Gudrun Keindorf	In eigener Sache	1
Volker Griese	Theodor Allekotte – Komponist und Kämpfer für Karl May	2
Theodor Allekotte	Das Kapellchen am See (Komposition)	7
Hartmut Kühne	Theodor Allekottes Lied ›Das Kapellchen am See‹	10
Joachim Biermann	Ein Augenzeugenbericht aus der Haftanstalt Zwickau	11
Hans Blum	Im sächsischen Landesgefängniß. Ein Artikel aus der Zeitschrift ›Daheim‹ von 1875 (mit erläuternden Anmerkungen von Joachim Biermann)	16
Helmut Schmiedt	Das Spiel mit dem Spiel. Zur literarischen Bedeutung neu entdeckter May-Gedichte	31
Tobias Klein	Karl May und E. Marlitt	37
Wilhelm Brauneder	May über May: ein ›Vielgelesener‹ – kein ›Vielgereister‹ (I)	42
Erwin Müller	Die Fundstelle (16)	60
Hartmut Schmidt	Ergänzungen zu Michael Rudloffs ›Gedanken zu Karl-May-Übersetzungen‹	62
Rudi Schweikert	Zur Neuausgabe von Friedrich Wilhelm Hackländers ›Handel und Wandel‹	64
Gudrun Keindorf	Wollschlägers May-Monographie in Neuauflage	65
Joachim Biermann	Aus dem Lager der Schmidt-Gemeinde	66
Herbert Wieser	Neues um Karl May	68
	Unser Spendendank	71

Beilage:

Inhaltsverzeichnis zu den ›Mitteilungen‹ Nr. 131–140 / 2002–2004

Unser Titelbild

Deckelbild der griechischen Karl-May-Ausgabe *Winnetou, der Häuptling der Apatschen,* Verlag Palintrom, Athen (Archiv Hartmut Schmidt). Vgl. dazu den Artikel von Hartmut Schmidt auf S. 55f.

In eigener Sache

Murphys Gesetz: es ist der (bisher) heißeste Tag des Jahres, Computer und Kreislauf der Redakteurin weisen hitzebedingte Ausfallerscheinungen auf, und das Vorwort zu den Mitteilungen muß dringend fertig werden. Jetzt wären die allseits bekannten ›porösen Tongefäße‹ hilfreich, mit denen gewöhnlich das Selamlik und der Harem gekühlt werden. Wahlweise wäre auch eine Hängematten-Siesta à la Guaymas (*Satan und Ischariot I*) außerordentlich entspannend …

So gesehen müssen wir Petrus wohl dankbar sein für den mehr als bescheidenen Frühsommer. Offensichtlich hat der Regen bei dem einen oder anderen Kapazitäten freigesetzt, die in längeren und kürzeren Aufsätzen mündeten. Die Redaktion schaut immer wieder voller Erstaunen auf das ›MM‹ (May-Mirakel): nicht nur, daß wir nie kämpfen müssen, um das Heft fertigzustellen, wie aus einem Füllhorn ergießen sich die Beiträge über uns, so daß wir wieder einmal den Umfang von 64 auf 72 Seiten erhöhen konnten – während der Rest der Publikationswelt über das Sommerloch stöhnt. Und es ist mal wieder ein richtig bunter Strauß geworden, den wir da winden konnten: Musikalisches, Kriminalistisches, Poetisches, Literarisches, Rezeptionsgeschichtliches.

Und nicht nur altbekannte Autorennamen tauchen auf: Wir freuen uns, mit Tobias Klein wieder einmal ›Nachwuchsförderung‹ betreiben zu können. Neben dem Neuen hat auch wieder das Bewährte seinen Platz. Dank Erwin Müller, der zuverlässig, wie man ihn kennt, die nun mittlerweile 16. (!!) Fundstelle in Folge liefert (wobei ich persönlich mich frage, wie hoch die Trefferquote eigentlich liegt). Dank auch an Herbert Wieser, der allen Schwierigkeiten zum Trotz regelmäßig die Kategorie ›Neues‹ zusammenstellt. Liebe LeserInnen, bitte nicht vergessen: er freut sich immer über Einsendungen (Adresse: S. 70), die am Ende ja uns allen zugute kommen. Äußerst erfreulich ist auch, daß unser Aufruf, uns auf Lesenswertes aufmerksam zu machen, Früchte trägt. Ob länger (Schweikert) oder kürzer (Lesetip: Wüste, S. 41), diese Abteilung ist Inspiration pur.

Manchmal ist es allerdings sogar zum Lesen zu warm. Wer am 7. August vor dem Fernseher landete, konnte auf VOX den Dreiteiler ›BBC Exklusiv: Wildes Amerika – Zeugen der Eiszeit‹ (19.10/22.05/23.00, Wiederholung am 8.8. ab 9.35) verfolgen. Endlich weiß ich, wie das berühmte Glyptichon aussah, das Dr. Morgenstern in der südamerikanischen Pampa suchte …

In der Hoffnung, daß wir von Ihnen nicht in selbige geschickt werden, grüßt Ihre

gk

Volker Griese

Theodor Allekotte – Komponist und Kämpfer für Karl May

Eine Ergänzung

Im Jahr 2002 brachten die ›Mitteilungen‹ einen Beitrag über den zu Karl May in persönlicher Beziehung stehenden Kölner Musiker und Komponisten Theodor Allekotte (1883–1938). Durch das von seinem Sohn, Herrn Roman Allekotte, dankenswerterweise zur Verfügung gestellte Material kann an dieser Stelle dem interessierten Leser eine kleine Ergänzung geboten werden.[1]

Schon Theodor Allekottes Vorfahren bis zum Großvater zurück waren Musiker. Wie bekannt,[2] hatte Allekotte 1908 eine Orgelsonate komponiert, die er 1910 Karl May widmete und dem Schriftsteller zusandte. Für ihn ausschlaggebend war einerseits Karl Mays Marienverehrung, zum anderen imponierte ihn, daß in den Werken des Schriftstellers immer wieder die Orgel herausgestellt wird. May nahm die ihm im Sommer 1910 zugesandte Komposition *mit Freuden*[3] an, gehörte doch die Orgel nach eigenen Aussagen zu seinen Lieblingsinstrumenten. Zuvor, im Jahr 1909, hatte sich Allekotte sogar mit einem Werk Karl Mays beschäftigt. Es handelt sich um die Vertonung des Gedichtes *Kapellchen am See* aus den *Himmelsgedanken*.[4] Auch dieses Werk erhielt der Schriftsteller – kurz vor der Orgelsonate – zugesandt. May war davon sehr angetan. Der Musiker bedankte sich für die Antwort Mays nur wenige Tage später.[5]

Infolge einer Abschrift sind wir in der glücklichen Lage, mit diesem Brief einen kleinen Einblick in Karl Mays Korrespondenz mit Lesern zu erhalten. So wie Allekotte an den von ihm verehrten Schriftsteller schrieb, taten es viele. Eine Antwort des Verehrten – und noch dazu von Mays eigener Hand – riß Schleusen ein. Zur Verdeutlichung des großen Ganzen folgt vorab der an anderer Stelle schon zugängliche Text des Briefes Karl Mays an Theodor Allekotte.[6]

---

1 Für das Zustandekommen des Kontaktes dankt der Verfasser Herrn Dr. Ekkehard Koch.

2 Karl May an Theodor Allekotte, 10.7.1910, zit. nach: Andreas Willscher: Ein unbekannter Brief von Karl May. In: M-KMG 131/2002, S. 3ff.

3 Ebd., S. 3.

4 Karl May: *Himmelsgedanken*. Freiburg i. B. (1900), S. 131.

5 Die Briefe Allekottes werden auf den folgenden Seiten zeichengetreu in Interpunktion und Orthographie wiedergegeben. (jb)

6 Wie Anm. 2.

Karl May an Theodor Allekotte, 10. Juli 1910

VILLA SHATTERHAND
Radebeul-Dresden. d.10./7.10.

Mein sehr geehrter, lieber Freund!
Ich habe mich schon über Ihr vorzügliches »Kapellchen am See« außerordentlich gefreut, denn Stimmung und Ausdruck sind fast mehr als gut getroffen. Und nun kommt gar die Orgelsonate, deren Widmung ich mit Freuden annehme! Sie wissen wohl aus meinen Werken, daß die Orgel mein Lieblingsinstrument ist? Ich habe früher viel gespielt; jetzt nicht mehr. Die Zeit fehlt dazu, da ich jeden Augenblick auf meine eigentliche Lebensaufgabe zu verwenden habe.
Eine Kritik ihrer Sonate liegt mir natürlich fern. Aber es ist mir, als ob mir da von Ihnen etwas Großes, Edles und wahrhaft Schönes geschenkt worden sei, etwa wie ein Marmorkopf aus Canovas Hand oder eine Murillo'sche Engelsgruppe. Nehmen Sie aufrichtigen Herzensdank!
Meine Seele, das wackere »Herzle«, läßt Sie grüßen.
Mit aufrichtigstem Händedruck
Ihr
alter
Karl May.

Theodor Allekotte an Karl May, 14. Juli 1910

14.7.10

Sehr geehrter Herr Dr.!

Welche Freude Ihr Brief mir bereitete, weiß ich nicht zu schildern. Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank, ebenso für die Annahme meiner Widmung! In den nächsten Tagen erlaube ich mir, zwei mit der gedruckten Widmung versehene Exemplare der Sonate zu schicken. Die Vergleiche welche Sie ziehen, sind für mich viel zu ehrenvoll, dennoch freute ich mich ebenso wie meine lieben Angehörigen über dieselben. –
Sollte es möglich sein, daß Sie, geehrter Herr, nocheinmal nach Köln kommen, so würde es mir zur größten Freude gereichen, Ihnen einige der schönsten, größten und neuesten hiesigen Orgelwerke vorzuführen.[7] Bis zum 15. Oktober erhalte ich selbst ein neues Werk mit 40 Stimmen, ganz elektrisch, von der Firma Klais in Bonn.[8] Der Spieltisch kommt 12 m entfernt von der Orgel zu stehen. – Ich hätte eigentlich vor einigen Jahren schon gerne an Sie geschrieben. Aber da Ihre Zeit soviel in Anspruch genommen wird, erkühnte ich mich nicht dazu. In der letzten Zeit aber, wurde es mir zu arg, und ich konnte nicht anders; ich bitte um Verzeihung! – Vielleicht interes-

7 Karl May war zwar infolge einer Zeugenvernehmung zur Berufungsverhandlung des Charlottenburger Prozesses am 28.10.1910 in Bonn, eine persönliche Begegnung fand jedoch weder zu diesem noch zu einem späteren Zeitpunkt statt.
8 Johannes Klais, gegründet 1882, Bonner Orgelbaufirma von Weltgeltung.

siert es Sie, geehrter Herr, etwas über meine Verhältnisse zu erfahren; ich gestatte mir denn an dieser Stelle einige Mitteilungen. – Vorigen Monat bin ich 27 Jahre alt geworden, sieben Jahre besuchte ich das hiesige Konservatorium, und zwar die ersten 4 Jahre für Harfe, die letzten für Orgel. Mein Vater wollte mich nur Orchestermusiker werden lassen, und da ich fühlte, daß ich mich hierbei nicht glücklich fühlen würde, begann ich dann im 19. Jahre meines Lebens mit dem Orgelunterricht bei Herrn Professor Franke. In demselben Jahre erhielt ich die Organistenstelle an der St. Ursulakirche unter 48 Bewerbern, wobei zwei Prüfungen stattfanden. Ich hatte keine Fürsprache. Der Herr Pfarrer meinte, es wäre keine Aussicht für mich vorhanden, dennoch ließ er mich auf meiner Eltern Bitte, zur Prüfung zu, welche Herr Domkappelmeister Professor Cohen abhielt. Nachdem ich die Stelle erhalten, hatte ich auch die Mittel zum Studium, denn für Harfe war ich nur Freischüler. Ich bin Gott mein ganzes Leben hierfür Dank schuldig, daß er mir diese Stellung gegeben hat. Ungefähr sechs Wochen vorher stand ich dort in der Kirche, und bat Gott er möchte mir doch eine Stellung geben und dabei hatte ich gar keine Ahnung, daß ich sechs Wochen später an der selben Kirche Organist würde. – Auf meine Geschwister können meine lieben Eltern, bei denen ich jetzt noch wohne, stolz sein. Mein Bruder, welcher in Bonn studiert, ist schon Musikkritiker am Bonner Generalanzeiger, trotzdem er erst 22 Jahre alt ist. Er freute sich ebenso wie ich, über Ihre Anerkennung. O, ich weiß, daß ich noch unendlich viel zu lernen habe, und wenn ich vielleicht Talent haben sollte, so vergesse ich nie, wem ich dies zu verdanken habe. Meine beiden Schwestern haben den Lehrerinnenberuf ergriffen. Mein Vater ist schon seit 30 Jahren Mitglied des Städt. Orchesters als zweiter Bratschist. Meine liebe Braut kommt im September an die hiesige Oper. Herr Direktor Steinbach und Direktor Hohse behaupten, daß in Ihr eine Hauptkraft erblühen würde. So Gott will, wollen wir nächstes Jahr heiraten. Unsere Eltern sind einverstanden. Meine Braut hat auch den Titel zu dem Liedchen geschrieben, welches ich Ihnen übersandte. –
Ich fühle mich nun in meinem inneren Leben so glücklich, und dies habe ich zum größten Teil allein Ihren Werken zu verdanken. Nur eins kann mich betrüben, wenn ich bedenke, daß so viele Menschen nicht so froh sein können.
Seien Sie versichert, geehrter Herr Dr., daß ich Sie jeden Abend in mein Gebet einschließe!
Mit voller Hochachtung!
Ihr ergebener, Theodor Allekotte

Ihrer werten Frau Gemahlin meine besten Grüße!
d. O. [der Obige]

Im Anhang wird hier erstmals eine Abschrift der Komposition des May-Gedichtes wiedergegeben, die Herr Roman Allekotte während des Krieges vom Original seines Vaters vornahm.[9] Das Urteil des apostolischen Nuntius, Erzbischof Giovanni Lajolo, zu Gedicht und Komposition sei an dieser Stelle einmal ausführlich zitiert: „Daß Karl May neben seinen vielen Romanen auch lyrische Gedichte von nicht schlech-

9 Insgesamt kopierte Roman Allekotte in den Jahren 1940–1943 alle Kompositionen, die zusammen 360 DIN-A-3-Seiten ergaben.

ter Qualität verfasst hat, war mir bisher unbekannt. Die schöne Melodie [...] habe ich mir von einem Pianisten vorspielen lassen, und sie hat mir sehr gefallen."[10]

Die Zusendung beider Kompositionen mag in der durch zahlreiche Prozesse ausgefüllten Zeit wirklich etwas Freude in den Alltag des Schriftstellers hineingetragen haben. Dies mag durchaus auch ein Grund für die Zusendung gewesen sein, denn Allekotte war ein aufmerksamer Beobachter und Zeitungsleser, was die Berichterstattung über die anhängigen Gerichtsverfahren anbelangte – als da waren die Gerichtstermine in Charlottenburg im April, die Klage gegen Pater Expeditus Schmidt im Mai, Strafantrag und Klage gegen Emil Horn im Mai, Strafantrag gegen Alban Frisch im Juli, dazu die Presseauseinandersetzung mit Lebius. Nicht umsonst nennt Allekotte als Mitgrund der Kontaktaufnahme in seinem Brief: „In der letzten Zeit aber, wurde es mir zu arg".

Daß ihm kein Unwürdiger die Ehre zuteil werden ließ, beweist Allekottes weiterer Lebensweg. Nach eigener Einschätzung hätte er es zum Kölner Dom-Organisten gebracht, wenn er nicht in den 1930er Jahren mit dem Makel behaftet gewesen wäre, nicht der nationalsozialistischen Partei anzugehören, und sich auch weigerte, ihr beizutreten. So mußte er 1933 von seinem Amt als Harfenist und Organist an der Kölner Oper zurücktreten, fand aber wieder ein Unterkommen an der Basilika St. Ursula, wie zu Anfang seines Berufsweges. Öffentliche Auftritte waren nur noch vereinzelt möglich, so z. B. Weihnachten 1936, als er im Reichssender Köln ein 45minütiges Orgelkonzert gab. Der Überlieferung nach soll Richard Strauss begeistert gewesen sein.[11]

Allekotte blieb zeit seines Lebens der Person Karl Mays verbunden. Noch nach dem Tode des Schriftstellers blieb der Kontakt zur Villa ›Shatterhand‹ bestehen. So erhielt er von Klara Mays Reisen mehrfach Ansichtskarten zugesandt. Auch verwahrte er sich in Briefen und Leserzuschriften immer wieder vehement gegen Angriffe auf die Person des toten Schriftstellers und dessen Werk. So stellte er unter anderem im Dezember 1917 auch den ehemaligen Chefredakteur der ›Kölner Volkszeitung‹ zur Rede:

Köln 12.12.1917

Sehr geehrter Herr Dr. Cardauns!
Habe Ihren Artikel in der „Wacht", betreffend Karl May gelesen. Da nun einmal bekannt ist, daß man Sie nicht zu May's Freunden zählen darf, wundert es mich dennoch, daß der Respekt vor der Majestät des Todes Sie nicht abhalten konnte, diesen überaus gehässigen Aufsatz zu schreiben –, jetzt – wo K. May Ihnen nicht mehr antworten kann.
Die gefälschten Romane K. May's betreffend gestatte ich mir, Sie an folgende Stelle eines Berichtes der Augsburger Postzeitung zu erinnern, datiert vom 28. September 1910. – Es heißt dort: – „Der Zeuge Dr. Cardauns hat sich nun zehn Jahre lang mit

10 Giovanni Lajolo an Roman Allekotte, 4.4.2003.

11 Auch in heutiger Zeit gelangen einzelne Werke Allekottes in Süddeutschland durch die Herren Prof. Heuser und Prof. Zimmermann immer einmal wieder zur Aufführung.

diesem Stoffe beschäftigt; er hat über ihn vielfach geschrieben und auch öffentliche Vorträge über ihn gehalten. Darum hatte das Berliner Berufungsgericht von ihm die kompetenteste Aufklärung erwartet, doch blieb dieselbe leider aus. Auf die erste Frage, bei der bekanntlich alles auf die von K. May's eigener Hand geschriebenen Originalmanuskripte ankommt, gestand Dr. Cardauns, daß er diese Manuskripte nicht gesehen habe."

Sie werden sich damit abfinden müssen, daß K. May's Name in aller Welt unsterblich sein wird; fahren Sie nur fort, auch weiterhin Reklame für ihn zu machen. Ich erlaube mir, Ihren Aufsatz dem Karl-May-Verlag einzusenden; vielleicht wird man Ihnen antworten, vielleicht auch nicht. Hochachtend

Theodor Allekotte. Köln.

Eine Antwort auf das Schreiben erfolgte nicht. Dagegen entwickelte sich an anderer Stelle ein reger Briefwechsel. Zeitgleich mit dem Brief an Hermann Cardauns erfolgte auch eine Zuschrift an die Redaktion der ›Wacht‹.[12] Zwischen Allekotte und dem ›Wacht‹-Chefredakteur Jos. Mohnen, der genau zu wissen vorgab, daß „Cardauns im Recht und K. May im Unrecht war",[13] da von letzterem ja „Schmutzschriften" erschienen seien, entwickelte sich über die folgenden Monate bis zum März 1919 mit insgesamt 14 Briefen und Gegenbriefen eine rege Korrespondenz. Schnell ging es von Seiten des Redakteurs nicht nur darum, die Person Karl Mays und seine vorgeblich unsittlichen Kolportageromane aus dem Verlag Münchmeyer/Fischer mit den alten, bekannten Argumenten ins Zwielicht zu bringen, auch die Person Allekottes geriet unter Beschuß. In seinem letzten Schreiben mahnte Allekotte noch einmal: „[...] nur empfehle ich Ihnen mehr »Sachlichkeit«, und das »Persönliche« beiderseits, weil sinnlos, zu vermeiden. [...] Sehen Sie die Frucht Ihres letzten billigen Witzes, den ich Ihnen sehr gerne verzeihe, wegen der guten Dienste, die Sie der gerechten Sache Karl May's, wenn auch ungewollt, geleistet haben. [...] »Gott behüte Sie!«"[14] Zum Eideshelfer erwählte sich Mohnen in seinen letzten Äußerungen dabei die Betrachtungen des Kaplans Ernst Thrasolt, „des größten religiösen Dichters",[15] in den ›Efeuranken‹ 1909. Als Nachsatz vermerkte Theodor Allekotte in seinem Skizzenbuch, in dem er seinen Schriftwechsel festhielt, daß das wohl keine so gute Idee war: Der Kaplan wurde später wegen „schwerer sittlicher Vergehen mit Gefängnis bestraft". „So sehen die Leute aus, die auf K. May Steine werfen wollen".

12 Die Wacht. Zeitschrift für katholische Jünglinge. Organ katholischer Jugendvereine. Zentralorgan des Bundes der Deutschen katholischen Jugend. Verlag Haus Altenberg, Düsseldorf (u. a.) 1905–1938 und 1948–1955.

13 Jos. Mohnen an Theodor Allekotte, 18.1.1918.

14 Theodor Allekotte an Jos. Mohnen, 17.3.1919.

15 Jos. Mohnen an Theodor Allekotte, 15.3.1919.

Komponiert ?
(niedergeschrieben im Juni 1944)

(DIESES LIED GEFUNDEN ALS EIN IN BLEISTIFT GESCHRIEBENES MANUSKRIPT)

DAS KAPELLCHEN AM SEE

(Gedicht von Karl May)

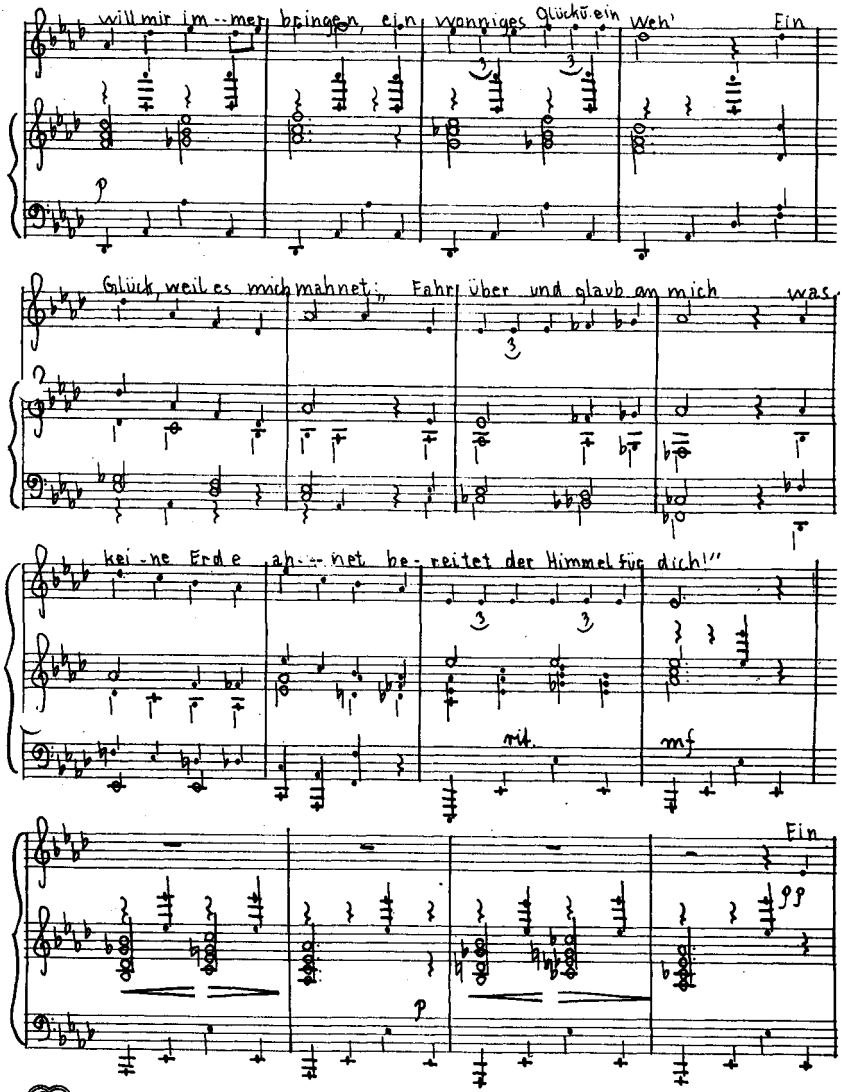
Ein Glöckleinhör' ich klingen wohl über den lauschenden See. Das

2½ Seiten

will mir im--mer bringen, ein wonniges Glück u. ein Weh' Ein

p

Glück, weil es mich mahnet: „Fahr über und glaub an mich was



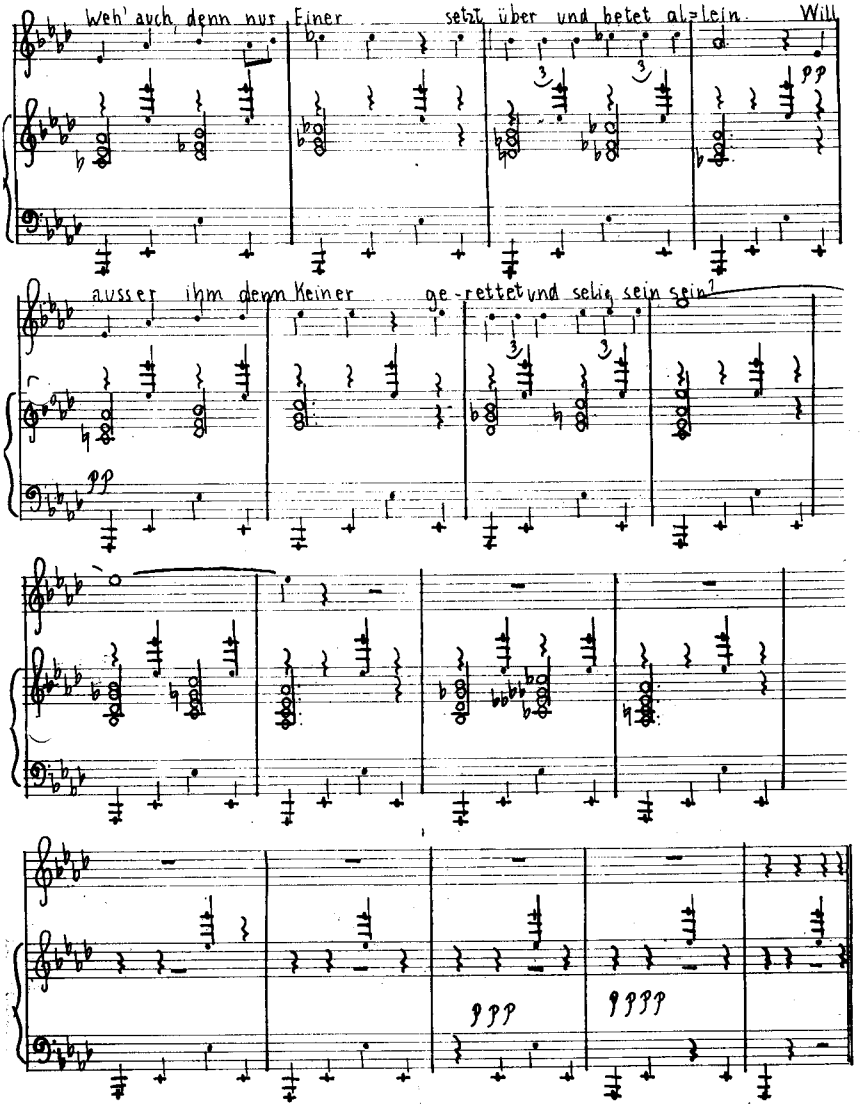
kei-ne Erde ah--net be-reitet der Himmel für dich!"

rit. mf

Ein

pp

p



Komponiert im Jahre 1909 (Abgeschrieben im Juni 1941)

Copyright und Aufführungsrechte: Roman Allekotte, Kaarst

Theodor Allekottes Lied ›Das Kapellchen am See‹

Der Text des dreistrophigen Gedichtes stammt aus den *Himmelsgedanken* von Karl May. Theodor Allekotte (1883–1938) schuf daraus 1908 ein Lied für mittlere oder hohe Gesangstimme und Klavier. Die schlichte Melodie besteht aus Tönen der As-Dur-Leiter, bei Motivwiederkehr alteriert die Terz der Dur-Tonika zum as-Moll. Das Lied ist durchkomponiert, das heißt: es wird nicht – wie beim Volkslied – jede Strophe nach der gleichen Melodie durchgesungen. Der monotone Gesang wird vielmehr nach der ersten Textstrophe fortgesetzt zur Subdominante und kehrt sofort wieder zurück.

Den Gesang untermalt eine Klavierbegleitung als Ostinato in der linken Hand, offenbar einen Glockenklang andeutend. Die rechte Hand dagegen bringt drei aufeinanderfolgende Akkorde, die keine harmonische Funktion haben. Denn die ganze Komposition verläßt nie den As-Dur-Grundakkord – ein 41 Takte langer Orgelpunkt also. Die drei Akkorde bilden mit ihren chromatischen Rückungen ein zweites Motiv, das einen steten Wellenschlag des *lauschenden Sees* anzudeuten scheint. *[...] keine nach Effect haschenden Modulationen, keine kunstreichen Wiederholungen und Umkehrungen, keine anspruchsvolle Verarbeitung des Motivs [...],* so beschrieb Karl May die fiktive ideale Vertonung seines eigenen *Ave Maria* in der Erzählung *Im »wilden Westen« Nordamerika's*[1], vierzehn Jahre vor seiner eigenen Komposition. Diese Prämisse läßt sich auch auf Allekottes Lied anwenden mit dem Zusatz: keine durchgefeilte Komposition, sondern eher eine aufgeschriebene genialische Improvisation. Das hat Karl May auch selber erkannt, nachdem er das Werk von dem 27jährigen Komponisten zugeschickt bekam und mit den Worten quittierte: *Stimmung und Ausdruck sind fast mehr als gut getroffen* (wobei der Schreiber auf das einschränkende *fast* durchaus verzichten kann).

Aus dem Gesagten ergibt sich ganz von selbst, daß das Lied sich stilistisch nicht vergleichen läßt mit etwa aus gleicher Zeit stammenden Liedern von Mahler, Strauss oder Reger. Wenn überhaupt ein Vergleich mit zeitgenössischen Liedern angebracht ist, so fallen mir die derzeit noch wenig bekannten Lieder des jugendlichen Wilhelm Furtwängler (1886–1954) ein. Aber das zu untersuchen – insbesondere zugleich mit der Jugendoper ›Am Silbersee‹ von Othmar Schoeck (geboren ebenfalls 1886) – das ist eine andere Geschichte.

Hartmut Kühne

1 In: Feierstunden im häuslichen Kreise. 9. Jg. 1883, S. 167 (Reprint in: Karl May: Winnetou's Tod. Bamberg 1976).

Joachim Biermann

Ein Augenzeugenbericht aus der Haftanstalt Zwickau

Die äußeren Daten der diversen Haftstrafen Karl Mays sind mittlerweile wohlbekannt, doch mit Ausnahme der zum Teil recht ausführlichen Darstellung Mays in seiner Selbstbiographie haben wir kaum authentische Informationen über das, was May in den Strafanstalten, in denen er einsaß, erlebte, obwohl doch gerade diese Erfahrungen – ob er seine Strafen nun verdientermaßen oder unschuldig erleiden mußte – uns wesentliche Aufschlüsse darüber geben könnten, wie seine Persönlichkeitsentwicklung dadurch beeinflußt wurde.

Zeitgenössische Dokumente aus dieser Zeit sind deshalb wichtige Quellen für die May-Forschung. Was aufgrund der offiziellen Schriftstücke, die überliefert sind, zu eruieren war, hat insbesondere Hainer Plaul in zwei ausführlichen und erkenntnisreichen Aufsätzen bereits vor Jahren niedergelegt, die Mays Aufenthalte im Arbeitshaus Schloß Osterstein in Zwickau[1] und im Zuchthaus Waldheim[2] dokumentieren und erhellen. Der Aufenthalt in Waldheim hat als letzter längerer Gefängnisaufenthalt Mays, insbesondere in der Beschreibung des Wirkens des Anstaltskatecheten Johannes Kochta, wohl die tiefsten Spuren in seinem Leben und auch in seiner Berichterstattung in *Mein Leben und Streben* hinterlassen. Zudem besitzen wir die Beschreibung des Schriftstellers Robert Waldmüller, der 1872, während Mays Aufenthalt in Waldheim, dort einen Tagesbesuch machte und darüber in seinem Artikel ›Ein Tag im Zuchthause‹ berichtete.[3] Plaul hat auch diesen Bericht ausgewertet.

Seine erste längere Haftzeit verbrachte May auf Schloß Osterstein in Zwickau, wo er seine Arbeitshausstrafe vom 14.6.1865 bis zu seiner Begnadigung am 2.11.1868 absaß. In seiner Selbstbiographie macht er zu dieser Zeit recht ausführliche Angaben (LuS 120ff.), und Hainer Plaul kann aufgrund der Dokumente vieles bestätigen bzw. ergänzen. Ein authentischer Bericht aus der Strafanstalt selbst war aber bisher nicht bekannt. Doch, wie so häufig, hilft uns auch hier ein Zufallsfund weiter. Willi Olbrich stieß auf einen alten Jahrgang der bekannten Zeitschrift ›Daheim‹, in dem sich ein aufschlußreicher Artikel zur Haftanstalt Schloß Osterstein fand, der in seiner Anlage demjenigen Waldmüllers für Waldheim ganz ähnlich ist, verbrachte doch auch der Autor dieses Beitrags einen Tag im Gefängnis: ›Im sächsischen Lan-

1 Hainer Plaul: „Besserung durch Individualisierung". Über Karl Mays Aufenthalt im Arbeitshaus Zwickau von Juni 1865 bis November 1868. In: JbKMG 1975, S. 127–199.

2 Hainer Plaul: Resozialisierung durch „progressiven Strafvollzug". Über Karl Mays Aufenthalt im Zuchthaus zu Waldheim von Mai 1870 bis Mai 1874. In: JbKMG 1976, S. 105–170.

3 Robert Waldmüller: Ein Tag im Zuchthause. In: Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staats, Wissenschaft und Kunst. 3. Jg. 1873, Bd. 1, Heft 11, S. 401–421. Vgl. dazu Hainer Plaul, wie Anm. 2, S. 106 sowie S. 158f., Anm. 9. Einige Zeichnungen, die den Alltag der Zuchthäusler in Waldheim zeigen, finden sich zudem in Gerhard Klußmeier/Hainer Plaul: Karl. May. Biographie in Dokumenten und Bildern. Neu bearb. u. stark erw. Ausg. Hildesheim 1992, S. 62f.

desgefängnis‹ überschreibt Hans Blum seinen Text, der in der Nr. 29 des XI. Jahrgangs 1875 von ›Daheim. Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen‹ veröffentlicht wurde (S. 459–463).[4] Diese Nummer wurde laut Angabe im Titel am 17. April 1875 ausgegeben. Zwar saß May zu dieser Zeit nicht mehr in Zwickau ein, sondern hatte bereits das Zuchthaus Waldheim verlassen und war gerade dabei, sich eine neue Existenz als Redakteur beim Verleger Münchmeyer aufzubauen, doch liegt seine Zwickauer Haftzeit weniger als 10 Jahre zurück, so daß Blums Schilderungen durchaus noch im wesentlichen die Verhältnisse wiedergeben, die im Arbeitshaus Zwickau während Mays Aufenthalt vorzufinden waren, zumal auch der Direktor des Gefängnisses noch derselbe war: Eugène d'Alinge, der in Blums Reportage ausführlich zu Wort kommt. Nur hatte sich, wie der Titel des Artikels bereits verdeutlicht, der Name des Gefängnisses geändert; Schloß Osterstein war kein ›Arbeitshaus‹ mehr, denn das gab es seit Einführung des norddeutschen Strafgesetzbuches 1870 nicht mehr, sondern war nun ›Landesgefängnis‹.[5]

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

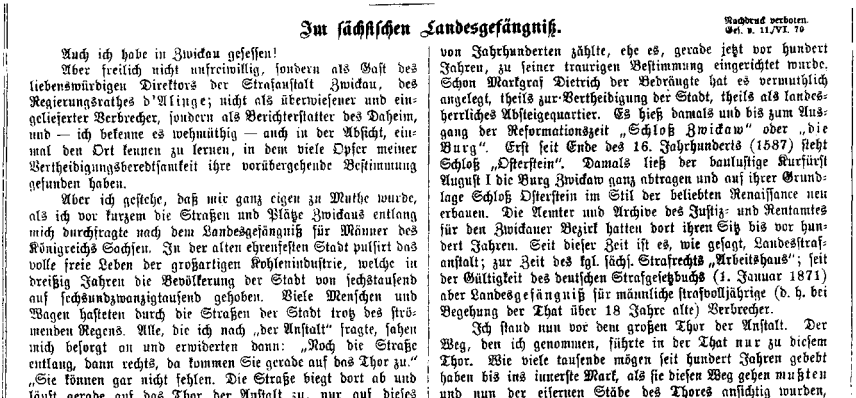
XI. Jahrgang. Ausgegeben am 17. April 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1874 bis dahin 1875. 1875. № 29.

4 Zeitschriften des 19. Jahrhunderts sind bisher überhaupt noch nicht systematisch als Quellen für Mays zeitgenössischen Hintergrund ausgewertet worden. Auch als Quellen Mays selbst sind sie noch nicht intensiv und umfassend genug untersucht worden.

5 Das erläutert auch Blum in seinem Artikel (vgl. unten S. 17). May schreibt in seiner Selbstbiographie ebenfalls ... *ich wurde in das Landesgefängnis Zwickau eingeliefert* (LuS 120). Doch schrieb er dies 1910, wo sich diese Bezeichnung sicherlich weithin eingebürgert hatte und, auch bei May selbst, die alte Bezeichnung ›Arbeitshaus‹ längst verblaßt war.

Die Zeitschrift ›Daheim‹ war 1865 nach dem Vorbild der bekannten ›Gartenlaube‹ begründet worden und erschien wöchentlich im Verlag Velhagen & Klasing in Leipzig. Erst in den Wirren des Zweiten Weltkriegs mußte sie 1944 ihr Erscheinen einstellen.

Hans Blum stellt sich zu Beginn seines Artikel „als Berichterstatter des Daheim" vor. Als solcher war er den Lesern der Zeitschrift wohlbekannt, berichtete er doch wenige Jahre zuvor während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 in dieser Funktion aus dem preußischen Hauptquartier. Doch war der Journalismus nicht seine Haupttätigkeit, wie sein Hinweis kurz darauf verdeutlicht, wo er von „meiner Vertheidigungsberedtsamkeit" spricht. Blum war überhaupt eine sehr vielfältig begabte und aktive Persönlichkeit, wie bereits die wenigen Informationen erahnen lassen, die sich heute noch über ihn finden.[6]



Zur sächsischen Landesgefängniß.

Nachdruck verboten. Gel. v. 11/VI. 70

Auch ich habe in Zwickau gesessen!

Aber freilich nicht unfreiwillig, sondern als Gast des liebenswürdigen Direktors der Strafanstalt Zwickau, des Regierungsrathes d'Alinge; nicht als überwiesener und eingelieferter Verbrecher, sondern als Berichterstatter des Daheim, und — ich bekenne es wehmüthig — auch in der Absicht, einmal den Ort kennen zu lernen, in dem viele Opfer meiner Vertheidigungsberedtsamkeit ihre vorübergehende Bestimmung gefunden haben.

Aber ich gestehe, daß mir ganz eigen zu Muthe wurde, als ich vor kurzem die Straßen und Plätze Zwickaus entlang mich durchfragte nach dem Landesgefängniß für Männer des Königreichs Sachsen. In der alten ehrenfesten Stadt pulsirt das volle freie Leben der großartigen Kohlenindustrie, welche in dreißig Jahren die Bevölkerung der Stadt von sechstausend auf sechszundzwanzigtausend gehoben. Viele Menschen und Wagen hasteten durch die Straßen der Stadt trotz des strömenden Regens. Alle, die ich nach „der Anstalt" fragte, sahen mich besorgt an und erwiderten dann: „Noch die Straße entlang, dann rechts, da kommen Sie gerade auf das Thor zu." „Sie können gar nicht fehlen. Die Straße biegt dort ab und läuft gerade auf das Thor der Anstalt zu, nur auf dieses Thor." Auch Kinder wußten schon von dem großen Thor zu sagen. Sie sprachen davon wie die meinigen zur Weihnachtszeit vom Knecht Ruprecht, der plötzlich in unmenschlicher Größe vor sie hintritt und sie fragt: „Kömmt Ihr beten?" Das große Thor war unzweifelhaft der Zwickauer Popanz, auch für die großen ungezogenen Kinder.

von Jahrhunderten zählte, ehe es, gerade jetzt vor hundert Jahren, zu seiner traurigen Bestimmung eingerichtet wurde. Schon Markgraf Dietrich der Bedrängte hat es vermuthlich angelegt, theils zur Vertheidigung der Stadt, theils als landesherrliches Absteigequartier. Es hieß damals und bis zum Ausgang der Reformationszeit „Schloß Zwickaw" oder „die Burg". Erst seit Ende des 16. Jahrhunderts (1587) steht Schloß „Osterstein". Damals ließ der baulustige Kurfürst August I die Burg Zwickaw ganz abtragen und auf ihrer Grundlage Schloß Osterstein im Stil der beliebten Renaissance neu erbauen. Die Aemter und Archive des Justiz- und Rentamtes für den Zwickauer Bezirk hatten dort ihren Sitz bis vor hundert Jahren. Seit dieser Zeit ist es, wie gesagt, Landesstrafanstalt; zur Zeit des kgl. sächs. Strafrechts „Arbeitshaus"; seit der Gültigkeit des deutschen Strafgesetzbuchs (1. Januar 1871) aber Landesgefängniß für männliche strafvolljährige (d. h. bei Begehung der That über 18 Jahre alte) Verbrecher.

Ich stand nun vor dem großen Thor der Anstalt. Der Weg, den ich genommen, führte in der That nur zu diesem Thor. Wie viele tausende mögen seit hundert Jahren gebebt haben bis ins innerste Mark, als sie diesen Weg gehen mußten und nun der eisernen Stäbe des Thores ansichtig wurden, durch die kaum Blicke in den ersten Hof möglich sind. Schweigend huschen Gestalten in einförmigem dunklen Gewand über den Hof wie die Seelen Abgeschiedener. Schweigend und gespenstisch ragt der fünfstockige zopfige Mittelbau in die schwere Steinkohlenatmosphäre und begrenzt den Gesichtskreis, anzuschauen wie ein gewaltiger Sarg, in dem die Schuld und Ver-

Hans (vollständig Johann Georg Maximilian) Blum wurde am 8.6.1841 in Leipzig als ältester Sohn des bekannten Politikers und 1848er Revolutionärs Robert Blum (1807–1848) geboren. Er promovierte zum Dr. jur. und war ab 1869 in Leipzig als Rechtsanwalt tätig. Von 1867 bis 1870 vertrat er als nationalliberaler Politiker und glühender Bismarck-Verehrer den sächsischen Wahlkreis Frankenberg-Mittweida-Limbach-Augustenburg im Norddeutschen Reichstag.

Er gab dann jedoch die aktive politische Betätigung zugunsten des politischen Journalismus auf und betätigte sich, wie bereits erwähnt, 1870/71 als Kriegsbe-

6 Eine Internet-Biographie Hans Blums ist in Vorbereitung, doch führt der entsprechende Link auf folgender Seite zur Zeit noch ins Leere: http://www-public.rz.uni-duesseldorf.de/~molberg/molberg/Blum/blumrob.html.

richterstatter der Zeitschrift ›Daheim‹, der er, ausweislich des hier vorgestellten Artikels, auch danach noch als gelegentlicher Beiträger treu blieb. 1871 übernahm er dann in der Nachfolge Gustav Freytags die Redaktion der Zeitschrift ›Die Grenzboten‹, die er bis 1878, als er sie aufgrund des von der neuen konservativen Mehrheit im Parlament ausgehenden politischen Drucks niederlegen mußte, innehatte. ›Die Grenzboten‹ wurden bereits 1798 gegründet und galten als Sprachrohr des Nationalliberalismus, dem sich ja auch Blum verbunden wußte. Diese Funktion nahm Blum also auch zur Zeit seines Besuchs auf Schloß Osterstein wahr.[7]

Neben seiner politischen und journalistischen Tätigkeit und der Ausübung seines Anwaltsberufs war Hans Blum sein Leben lang schriftstellerisch tätig und besaß zudem auch eine Begabung als Maler. Neben einigen dramatischen Versuchen (bereits als Student schrieb er ein Trauerspiel) schrieb er vor allem historische Romane, wie zum Beispiel ›Herzog Bernhard. Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638–1639‹ (1885), ›Menschenrechte. Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution‹ (1889) oder ›Aus dem tollen Jahr. Eine Erzählung aus 1849‹ (1901). Hinzu kamen biographische Werke, so eines über seinen berühmten Vater ›Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk‹ (1878)[8], ›Die deutsche Revolution 1848–49‹ (1898) oder – in 7 Bänden – ›Fürst Bismarck und seine Zeit‹ (1894–1899). 1871 gehörte er zudem als erster Vorsitzender zu den Gründungsmitgliedern der ›Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten‹, des ältesten überregionalen Autorenverbandes Deutschlands, eine Aufgabe, für die ihn seine Vielfachbegabung ganz offenbar besonders qualifizierte.

1897 zog sich Hans Blum aus dem öffentlichen Leben zurück, legte seine Anwaltspraxis nieder und verlebte seinen Lebensabend in seinem Familiendomizil in Rheinfelden in der Schweiz, die ihm seit der Übersiedlung seiner Familie nach der Hinrichtung des Vaters dorthin zur zweiten Heimat geworden war. Dort starb er am 30. Januar 1910.

---

7 Informationen zu Hans Blum gibt es bisher nur spärlich (vgl. Anm. 6). Am ausführlichsten informiert noch der Beitrag von W. A. Hammer zu Hans Blum in: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Bd. XV (1. Januar bis 31. Dezember 1910). Berlin 1913, S. 35–40. Sodann ist hier das vom Projekt Runeberg als digitales Faksimile veröffentlichte ›Nordisk familjebok. Konversationslexikon och Realencyklopedi. Uggleupplagan (= Neuauflage) Stockholm 1904–1926, zu nennen, in dessen 3. Band (1905) auch ein Eintrag zu Hans Blum zu finden ist (http://www.lysator.liu.se/runeberg/nfbc/0421.html). Weitere Online-Quellen: Projekt Historischer Roman. Datenbank (http://histrom.literature.at); http://www.dramatikerunion.de.

8 Wegen Hans Blums Versuch, in diesem Buch das Wirken seines 1848 in Wien als Revolutionär standrechtlich erschossenen Vaters im Sinne seiner eigenen politischen Überzeugung zu deuten (er war, neben seiner nationalliberalen Ausrichtung, auch ein entschiedener Gegner der Sozialdemokratie), war es, besonders bei der politischen Linken, sehr umstritten.

Wir dokumentieren Blums in vielerlei Hinsicht aufschlußreichen Bericht aus der Haftanstalt Schloß Osterstein im folgenden vollständig und ergänzen ihn um eine Reihe erläuternder Anmerkungen. Dabei setzen wir die Erkenntnisse Hainer Plauls[9] als bekannt voraus und erwähnen sie nur, wenn Blums Ausführungen Ergänzendes oder davon Abweichendes enthalten.

Es zeigt sich, daß Mays eigene Darstellung seiner Zwickauer Zeit in *Mein Leben und Streben* weithin mit den Beobachtungen Blums übereinstimmt. Auch einige Gefängnisszenen in Mays Roman *Der Verlorne Sohn* lassen sich nach der Lektüre von Blums Reportage noch eindeutiger als bisher als Reminiszenzen Mays an seine Zeit in Schloß Osterstein lesen, wenn auch auffällt, daß er in diesen Passagen Erfahrungen der Zwickauer und der Waldheimer Haft mischt.

Im übrigen bietet Blums Augenzeugenbericht einen detaillierten Einblick sowohl in den Alltag der Strafanstalt – selbst Gespräche zwischen dem Direktor und Häftlingen werden im Wortlaut wiedergegeben – als auch in das Denken und Wirken Eugène d'Alinges, des Direktors, der, wie auch Plaul berichtet, zu den führenden Strafvollzugsreformern seiner Zeit gehörte. Gerade die Passagen, die den Letztgenannten betreffen, sind für die May-Forschung von besonderem Belang, da May als Häftling in Zwickau diesem Mann begegnete und von der Strafvollzugspraxis, wie er sie befürwortete und praktizierte, betroffen war und, wie man wohl sagen darf, auch profitierte.

Bei der Informationsbeschaffung waren mir folgende Damen und Herren behilflich, denen ich zu aufrichtigem Dank verpflichtet bin: Hans Grunert (Dresden), Gudrun Keindorf (Bovenden), Theo Molberg (Düsseldorf), Willi Olbrich (Wil/Schweiz), Jürgen Seul (Bad Neuenahr-Ahrweiler) sowie Ralf Zerback (Frankfurt a. M.), der z. Z. an einer Biographie über Robert Blum arbeitet.

*

9 Vgl. Anm. 1.

Hans Blum

Im sächsischen Landesgefängniß

Ein Artikel aus der Zeitschrift ›Daheim‹ von 1875 (mit erläuternden Anmerkungen von Joachim Biermann)

Auch ich habe in Zwickau gesessen!

Aber freilich nicht unfreiwillig, sondern als Gast des liebenswürdigen Direktors der Strafanstalt Zwickau, des Regierungsrathes d'Alinge; nicht als überwiesener und eingelieferter Verbrecher, sondern als Berichterstatter des Daheim, und – ich bekenne es wehmüthig – auch in der Absicht, einmal den Ort kennen zu lernen, in dem viele Opfer meiner Vertheidigungsberedtsamkeit ihre vorübergehende Bestimmung gefunden haben.

Aber ich gestehe, daß mir ganz eigen zu Muthe wurde, als ich vor kurzem die Straßen und Plätze Zwickaus entlang mich durchfragte nach dem Landesgefängnis für Männer des Königreichs Sachsen. In der alten ehrenfesten Stadt pulsirt das volle freie Leben der großartigen Kohlenindustrie, welche in dreißig Jahren die Bevölkerung der Stadt von sechstausend auf sechsundzwanzigtausend gehoben. Viele Menschen und Wagen hasteten durch die Straßen der Stadt trotz des strömenden Regens. Alle, die ich nach „der Anstalt" fragte, sahen mich besorgt an und erwiderten dann: „Noch die Straße entlang, dann rechts, da kommen Sie gerade auf das Thor zu." „Sie können gar nicht fehlen. Die Straße biegt dort ab und läuft gerade auf das Thor der Anstalt zu, nur auf dieses Thor." Auch Kinder wußten schon von dem großen Thor zu sagen. Sie sprachen davon wie die meinigen zur Weihnachtszeit vom Knecht Ruprecht, der plötzlich in unmenschlicher Größe vor sie hintritt und sie fragt: „Könnt Ihr beten?" Das große Thor war unzweifelhaft der Zwickauer Popanz, auch für die großen ungezogenen Kinder.

Eine alte ehrliche Frau hatte ich, um alle Mißverständnisse auszuschließen, nach „Schloß Osterstein" gefragt. Ich meinte, der alte historische Name müsse tief im Gedächtniß des Volkes haften. Aber sie schüttelte den Kopf. „Wo Herr Direktor d'Alinge wohnt," fügte ich hinzu. „Ach, du mein Gott, das Zuchthaus!" rief sie und lief davon, indem sie mit ihren Scheideblicken mich von ihrem Erbarmen ausschloß.

So vergeht der Ruhm der Welt. Wie viele Kinder Zwickaus wissen noch[,] daß dieses Schloß schon eine Geschichte von Jahrhunderten zählte, ehe es, gerade jetzt vor hundert Jahren, zu seiner traurigen Bestimmung eingerichtet wurde. Schon Markgraf Dietrich der Bedrängte hat es vermuthlich angelegt, theils zur Vertheidigung der Stadt, theils als landesherrliches Absteigequartier. Es hieß damals und bis zum Ausgang der Reformationszeit „Schloß Zwickau" oder „die Burg". Erst seit Ende des 16. Jahrhunderts (1587) steht Schloß „Osterstein". Damals ließ der baulustige Kurfürst August I die Burg Zwickau ganz abtragen und auf ihrer Grundlage Schloß Osterstein im Stil der beliebten Renaissance neu erbauen. Die Aemter und Archive des Justiz- und Rentamtes für den Zwickauer Bezirk hatten dort ihren

Sitz bis vor hundert Jahren.[10] Seit dieser Zeit ist es, wie gesagt, Landesstrafanstalt; zur Zeit des kgl. sächs. Strafrechts „Arbeitshaus"; seit der Gültigkeit des deutschen Strafgesetzbuchs (1. Januar 1871) aber Landesgefängniß für männliche strafvolljährige (d. h. bei Begehung der That über 18 Jahre alte) Verbrecher.

(Archiv Karl-May-Museum, Radebeul)

Ich stand nun vor dem großen Thor der Anstalt. Der Weg, den ich genommen, führte in der That nur zu diesem Thor. Wie viele tausende mögen seit hundert Jahren gebebt haben bis ins innerste Mark, als sie diesen Weg gehen mußten und nun der eisernen Stäbe des Thores ansichtig wurden, durch die kaum Blicke in den ersten Hof möglich sind. Schweigend huschen Gestalten in einförmigem dunklen Gewand über den Hof wie die Seelen Abgeschiedener. Schweigend und gespenstisch ragt der fünfstöckig zopfige Mittelbau in die schwere Steinkohlenatmosphäre und begrenzt den Gesichtskreis, anzuschauen wie ein gewaltiger Sarg, in dem die Schuld und Verbrechen, die Thränen und der Jammer vieler tausend Menschen seit einem Jahrhundert beisammen begraben liegen. Und wie viele unter den tausenden haben hier un-

10 Diese Angaben Blums folgen ganz offenbar dem Text des ›Führer durch Zwickau und seine Umgebungen‹ (Zwickau 1866), S. 25f. Die betreffende Passage ist nachzulesen bei Hainer Plaul, wie Anm. 1, S. 128.

schuldig gelitten? Nicht als Opfer deutscher Sternkammern[11] und wissentlich falschen Urtheils der Richter. Denn das steht außer Frage.[12] Aber in Folge der unabänderlich unvollkommenen Natur menschlichen Erkennens. Ich sehe die hunderte hier schmachten, die der unglückselige Maiaufstand in Dresden[13] hierher führte, als das Zuchthaus zu Waldheim überfüllt war. Wie viele von ihnen stehen doch heute als tüchtige und geachtete Bürger des deutschen Reiches auf hohen Vertrauensposten ihrer Mitbürger, in Aemtern und Würden aller Art! Ich überfliege weiter im Geist die amtlichen Berichte, welche die vormals hier Detenirten nach den begangenen Vergehen sondern, und sage mir, daß nach dem milderen und gerechteren Geiste des deutschen Strafgesetzbuchs mancher Mann die Bekanntschaft des „Arbeitshauses" zu Zwickau nicht gemacht hätte, wenn dieses Gesetz schon früher gegolten. Vielleicht urtheilt ein künftiges Geschlecht eben so über unser heutiges Strafrecht. Aber gewiß wird das Urtheil aller Zeiten gleich lauten über die schwersten und stetigsten Sünden menschlicher Natur, gegen das Eigenthum, die Sittlichkeit, das Leben, gegen die gemeinsame Ordnung der Gesellschaft und des Staates. Und nach wie vor wird man von Rechtswegen sagen, daß die allergrößte Zahl von den hier gehaltenen Gefangenen ihre Strafe mit Recht erhalten und verbüßt habe. Aber das verringert nicht das rein menschliche Mitleid dessen, der diesem Hause naht.

Welches menschliche Herz könnte ungerührt bleiben bei dem Anblick, wenn der Verbrecher Abschied nimmt von den Seinen, um die Reise zum Gefängniß anzutreten? Wer malt uns den Grund seiner Seele, wenn sein Auge im Eisenbahnzuge die

---

11 Die Sternkammer (Engl.: Star Chamber), war ein königliches Kriminal- und Verwaltungsgericht in England, das durch ein Parlamentsgesetz 1487, z. Z. König Heinrichs VII., eingerichtet wurde und aus Vertretern des königlichen Rates bestand. Es urteilte über Staats- und Majestätsverbrechen und diskreditierte sich zunehmend durch unbillige Härte und Willkürentscheidungen. 1641 wurde die Sternkammer wieder abgeschafft. Ihren Namen hatte sie von den Sternen, die die Decke des Sitzungssaals zierten.

12 In *Mein Leben und Streben* vertritt May dieselbe Ansicht: *Ich habe keinen einzigen Richter kennen gelernt, auch unter denen, die gegen mich entschieden, dem ich einen Vorwurf machen könnte.* (LuS 121)

13 Nachdem die von der Deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche am 28.3.1849 verabschiedete Reichsverfassung gescheitert war und der preußische König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone abgelehnt hatte, brachen in mehreren Gegenden Deutschlands noch einmal gewalttätige Ausschreitungen aus, u. a. vom 3. bis zum 9. Mai 1849 in Dresden: „In Dresden, aus dem der König floh, war Richard Wagner unter den Kämpfenden, der Altphilologe Köchly, der Baumeister Semper half beim fachmännischen Bau der Barrikaden, deren über hundert die Straßen der Stadt sperrten, wie denn überhaupt viele Intellektuelle sich beteiligten; doch auch Stephan Born war dabei und der radikale Tzschirner, und durch Bakunins Mitwirkung gewann der Dresdner Aufstand einen weit ausgreifenden Zug. Die Hauptmasse der zehn- bis zwölftausend Aufständischen waren hier Proletarier, besonders gegen Ende der Kämpfe ... Da die sächsischen Truppen zu schwach waren, brachten erst die von der Regierung zu Hilfe gerufenen Preußen die Entscheidung." (Otto Vossler: Die Revolution von 1848 in Deutschland. Frankfurt a. M. 1967, S. 142)

Heimat zum letzten Mal schaut, wenn zum letzten Mal die grüne Erde, der blaue Himmel in ihrer ganzen Weite sich ihm darbieten und ferner als die fernste Ferne die goldne Kindheit ihn grüßt, das Wort der Mutter und das Gebot des Vaters, das er einst mißachtet hat. Und nun ist alles das vorüber – vielleicht für immer. Das Thor des Gefängnisses knarrt. Der Transporteur liefert ihn ab. Er wird eingekleidet in die Sträflingsjacke. Die Freiheit liegt hinter ihm. Hier ist er nur Nummer so und so viel. Was bietet ihm die Zukunft? – – Und nun multiplizire man diese furchtbare Wirklichkeit jährlich mit etwa tausend und denke sich das fortgesetzt durch hundert Jahre. Und man hat etwa die Geschichte dieses einen deutschen Gefängnisses. Wer sollte da nicht aus tiefster Brust mit Faust sprechen:

„Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!“[14]

Trostlos und verzweiflungsvoll wären diese Gedanken, die jedes große Gefängniß anregt, wenn man sich sagen müßte: wenn der Gefangene wieder heraustritt aus diesen festen Mauern, so ist nichts in und an ihm verändert, als daß die vormals vielleicht feste Gesundheit untergraben ist durch die Nachtheile, die jede Haft, jede Ernährungsmethode, die sich auf das absolut Nothwendige beschränkt, für den menschlichen Körper im Gefolge hat; und das Beste, was der Verbrecher mit hinwegnähme aus der Strafanstalt, sei die Erinnerung an das erlittene Uebel und der Schrecken vor einer Unthat, welche die abermalige Entziehung der Freiheit im Gefolge haben könne. Es wäre schrecklich, wenn diese Abschreckung der einzige Zwecke aller Strafe, aller Strafvollstreckung wäre, und doch haben einst gefeierte Juristen diese Absicht als die weiseste aller Kriminalpolitik erklärt.

Aber glücklicher Weise sind diese Zeiten für immer dahin; dahin in der Wissenschaft, in der Gesetzgebung, in der Methode des Strafvollzuges. Die Strafe ist die Sühne der begangenen Unthat, die Vergeltung der verletzten Rechtsordnung gegen den Verbrecher. Die Strafe und Strafart auszusprechen und abzumessen, ist Sache des Richters. Er straft für dieselbe That mit derselben Strafe des Gebildeten und Ungebildeten, den Reichen und Armen. Denn vor dem Gesetz sind – bei uns im deutschen Reiche wenigstens – alle gleich. Wir haben keinen anderen Straf- und Sittenkodex für Bebel[15] und Arnim[16] und Ofenheim[17]. Des Richters Thätigkeit ist

---

14 In Goethes ›Faust I‹ sagt Faust diese Worte zu Beginn der letzten Szene, als er Gretchens Kerker betritt.

15 August Bebel (1840–1913), 1869 Mitbegründer der Sozialdemokratischen Deutschen Arbeiterpartei, ab 1892 SPD-Vorsitzender. 1867–1877 vertrat er den Wahlkreis Glauchau-Meerane im Reichstag, danach mit kurzer Unterbrechung bis zu seinem Tod den Walkreis Dresden-Altstadt. 1872 wurde er wegen Vorbereitung des Hochverrats zu 2 Jahren Festungshaft verurteilt, die er auf der Festung Königstein absaß (und während der er mit fast 80 % der Stimmen als Reichstagsabgeordneter wiedergewählt wurde), und anschließend noch einmal zu 9 Monaten Gefängnis wegen Majestätsbeleidigung, die er vom 1.7.1874 bis zum 1.4.1875 auf Schloß Osterstein verbrachte.

16 Harry Graf von Arnim-Suckow (1824–1881), 1872–1874 deutscher Botschafter in Paris, von dort wegen ernsthafter Konflikte mit Reichskanzler von Bismarck abberufen. Wegen der Zurückhaltung von Akten, die er aus Paris mitgenommen hatte, wurde er

zu Ende mit Schöpfung des Urtheils. Daß die Strafe nicht nur Sühne biete der verletzten Rechtsordnung, daß sie auch das bestrafte Individuum bessere und durch die innerlich vollzogene Besserung hindere, von neuem die Bahn des Verbrechens zu wandeln, hofft zwar jeder Richter. Aber er ist außer Stande, seinerseits etwas zu dieser Wandlung beizutragen. Die Strafvollstreckung selbst, die Einwirkung auf jeden einzelnen Gefangenen, die Erfüllung der Hoffnung, daß die Empfindung und die Zeit der Strafe ihm zur dauernden Besserung gereiche und gleichsam noch einmal in späten Jahren seine Erziehung beginne und vollende, das alles ruht dermalen ausschließlich in der Hand der Verwaltung und ihrer praktisch wichtigsten Organe, der Gefängnisdirektoren.[18]

Ich mußte diese allgemeinen Vorbemerkungen vorausschicken, um dem Leser anzudeuten, welche außerordentliche Verantwortlichkeit, welche große und edle Aufgabe auch in den Händen des Mannes ruht, der an dieser Stätte der Strafe und Sühne waltet, die ich dem Leser vorführen will, und der die Güte hatte, mich überall in ihren Räumen zu geleiten. Es ist ferner gleich hier zu bemerken, daß der Direktor der Landesstrafanstalt Zwickau, Herr Regierungsrath d'Alinge, in ganz Deutschland, ja – und zwar bereits lange vor dem internationalen Gefängnißkongreß in London (1872), an dem er rühmlichen Antheil nahm – weit über Deutschlands

---

1874 zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt, entzog sich dem Strafantritt aber durch Flucht in die Schweiz. 1876 wurde er in Abwesenheit wegen Landesverrats zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt. Der sog. ›Arnim-Paragraph‹ des Strafgesetzbuches (§ 353a) wurde aufgrund seines Falles eingefügt und stellte die widerrechtliche Mitteilung über amtlich anvertraute oder zugängliche Schriftstücke unter Strafe.

17 Victor Ofenheim Ritter von Ponteuxin (1829–1886), österreichischer Eisenbahnfachmann, der in der Gründerzeit zu Ruhm und Erfolg kam und deshalb auch geadelt wurde. Aufgrund von Korruptionsvorwürfen trat er 1872 als Generaldirektor der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn zurück und wurde 1875 angeklagt; der Prozeß endete jedoch (nach der Veröffentlichung von Blums Artikel) mit einem Freispruch. 1879 wurde Ofenheim in den Reichsrat gewählt, mußte wegen Wahlbestechung jedoch sein Mandat wieder niederlegen.

18 Dieses Verständnis vom Sinn der Strafvollstreckung war 1871 in der Tat noch recht neu, denn „in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts [trat] ein grundlegend neues Verständnis des Strafvollzugs überhaupt seinen Siegeszug in Europa an, als Pönitentiarsystem bezeichnet, das unter anderem in einem bereits früh ins deutsche übersetzten Buch des Franzosen Louis André Gosse ausführlich beschrieben wurde. Dieses Pönitentiarsystem erstrebte eine solche Gestaltung des Gefängniswesens, das die Besserung des Gefangenen durch Reue ermöglichen sollte. Strafe wurde hierbei immer weniger als Rache und Vergeltung aufgefaßt, erschien aber desto mehr als Mittel der Besserung." (André Thieme: Zur Entwicklung des deutschen Gefängniswesens und besonders des Strafvollzugs im Königreich Sachsen nach 1800. In: Hinter Gittern. Drei Jahrhunderte Strafvollzug in Sachsen. Begleitband zur Ausstellung des Sächsischen Staatsministeriums der Justiz, des Stadtmuseums Dresden und des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg im Stadtmuseum Dresden vom 16.7. bis 15.10.1998. Dresden 1998, S. 20–33, hier S. 21. Die deutsche Übersetzung von Gosses Buch erschien 1839, vgl. ebd., S. 33.)

Grenzen hinaus gekannt und hochgeachtet ist wegen der klaren und richtigen Erkenntniß seiner hohen Aufgabe, wegen der reichen Erfahrungen und bedeutsamen Resultate seines Wirkens, das sich fast auf ein Menschenalter erstreckt.[19]

Es ist ein bekanntes Wort, das von dem großen Lord Chatham, dem älteren Pitt, rühmt: Keiner, der mit ihm gesprochen, habe Böses von ihm vernommen, jeder habe ihn gehobenen Herzens und besser, als er zuvor gewesen, verlassen. Und dieses Wort gilt gegenüber den Auserwählten der englischen Nation, anderer Nationen, die mit dem großen Minister Gespräche führten. Wie viel mehr will es also bedeuten, wenn ich es auf einen Mann anwende, dessen amtlicher Verkehr in der Hauptsache auf dem Verkehr mit Verbrechern beruht! Viele – wer könnte dies leugnen –[,] die in Zwickau Strafe verbüßt haben, sind den Weg des Verbrechens weiter gewandelt, auch nach Verbüßung der Strafe, verdorben, gestorben in unrühmlicher Unfreiheit. Aber auch bei ihnen galt, so lange das klare forschende Auge dieses Mannes über ihnen wachte, das gute Wort, daß sie mindestens nicht schlechter geworden sind unter seiner Führung.[20] Denn es ist d'Alinges Hauptverdienst, daß er, als einer der ersten Strafanstaltsdirektoren Deutschlands, das Prinzip individueller Behandlung und Einwirkung[21] bei den seiner Obhut anvertrauten Gefangenen systematisch und konsequent zur Anwendung brachte. Dieses Prinzip galt, als er es zuerst übte, der landläufigen Tagesmeinung, die sich an der französischen Phrase der Gleichheit

---

19 Eugène d'Alinge (1819–1894), Direktor des Arbeitshauses in Zwickau 1850–1886. Weitere Angaben zur Biographie und zum Wirken d'Alinges bei Plaul, wie Anm. 1, besonders S. 190f., Anm. 21. Dort lesen wir u. a., daß d'Alinge bis 1850 Oberleutnant war, dann aber zum Direktor des Arbeitshauses Zwickau ernannt wurde und seit 1858 den Titel Regierungsrat trug. Ganz offenbar diente er dem Direktor des Zuchthauses Rollenburg in Mays Roman *Der verlorne Sohn* (KMW II.16, S. 1341) als Vorbild: *Der Director war ein Hauptmann außer Dienst, entstammte einem alten, adeligen Geschlecht und hatte für seine Verdienste um das Strafanstaltswesen den Titel Regierungsrath erhalten.* – Wenn Blum hier die Bekanntheit d'Alinges betont, so sei, ergänzend zu Plaul, auch darauf verwiesen, daß er entscheidenden Anteil hatte an der Reform des sächsischen Strafvollzugs in der Mitte des 19. Jahrhunderts und zu deren Vorbereitung zusammen mit dem Geheimen Regierungsrat von Zahn im Auftrag des sächsischen Innenministeriums 1856 eine Rundreise durch deutsche und europäische Strafanstalten unternahm. Die beiden Experten „prüften die dortigen Bedingungen und Systeme, protokollierten die Erfahrungen der Direktoren und verschafften sich so einen durchaus repräsentativen Überblick über den Stand der Gefängnisreform und deren bisheriger Erfolge" (Thieme, wie Anm. 18, S. 23). Das Ergebnis dieser Reise wurde publiziert: George von Zahn: Bericht über eine im Auftrage des Ministeriums des Inneren im Jahre 1856 in Begleitung des Strafanstaltsdirectors etc. d'Alinge bewirkten Bereisung auswärtiger Strafanstalten. Dresden 1857.

20 Ganz ähnlich äußert sich May, wenn er davon spricht, *wie fürsorglich die Verhältnisse der Gefangenen von der Direktion berücksichtigt werden.* (LuS 126).

21 Die auch bei Plaul, wie Anm. 1, mehrfach zitierte Schrift d'Alinges ›Besserung auf dem Wege der Individualisirung‹ (Leipzig 1865) stellt die Grundlage dieses Systems dar (vgl. besonders Plaul, ebd., S. 131ff.), dessen Wirkungsweise auch im vorliegenden Artikel Hans Blums im einzelnen dargestellt und gewürdigt wird.

aller vor dem Gesetz berauscht hatte, als arge Ketzerei. Es bestand seine Feuerprobe und gewann die Sympathien aller Verständigen schon in jenen vergessenen Tagen, als die Opfer des Dresdner Maiaufstandes die Anstalt füllten, und wieder in diesen Tagen hat dem Direktor ein unparteiischer Mann in den „Daily News" nachgerühmt, daß er den in Zwickau gefangenen Bebel durchaus *gentlemanlike* behandle.[22] Dieses System ist nach den von d'Alinge gewonnenen Erfahrungen und Resultaten dermalen in allen Strafanstalten Sachsens eingeführt[23] und hat sich auch in seinen wichtigsten Grundzügen (individueller Beschäftigung des Gefangenen, Verbot der Anwendung des Isolirzellensystems über zwei Jahre gegen den Willen des Gefangenen usw.) im deutschen Strafgesetzbuch mit Recht eingebürgert.

Der Leser mag nun selbst an einzelnen Zügen und Aeußerungen urtheilen, wie d'Alinge sein Amt übt.

Zwei dringliche Amtsgeschäfte waren zu vollziehen, als ich beim Direktor eingetreten war. Er ersuchte mich, ihnen beizuwohnen. Zuerst wurde ein junger blasser Mensch in Sträflingskleidung eingeführt. Er hatte wegen seines Verhaltens Arrest erhalten und war verdächtig, von neuem gefehlt zu haben. Er trat vor den Direktor, d. h. nur bis einen Schritt von der Thür seines Zimmers, schweigend und voll banger Erwartung.[24]

„Hast Du seit gestern wieder gefehlt?" fragte ihn d'Alinge mit väterlichem Wohlwollen.

„Nein!" erwiderte der Gefrage fest.

„Komm näher," sprach der Direktor mild und sah ihm ruhig und fest ins Auge, indem er seine Hand ausstreckte. „Gebe ich meine Hand einem Lügner?"

„Nein!" erwiderte der Sträfling bewegt und schlug ein.

„Gut, mein Sohn. Laß Dich alle Wochen einmal bei mir melden und sonst, so oft es Dir wünschenswerth erscheint, mich zu sprechen. Geh!"

Der zweite Gefangene, der eintrat, trug eine hellgraue Tuchjacke und ein weißes Halstuch[25]. Er hatte ein frisches rothes Gesicht, stramm militärische Haltung.[26]

---

22 Zu Bebels neunmonatiger Strafverbüßung in Zwickau vgl. Anm. 15. Zur Zeit des Besuchs Blums in der Haftanstalt war, wie der Gebrauch des Präsens in diesem Satz deutlich macht, Bebel offenbar noch in Zwickau inhaftiert. Die Haftentlassung Bebels war am 1. April 1875, die Nr. 29 des ›Daheim‹, in der Blums Artikel erschien, nennt als Ausgabedatum den 17. April 1875.

23 „Ausgehend von den Vorschlägen v. Zahns und d'Alinges sollte die sächsische Gefängnislandschaft in den Jahren nach 1860 einen grundlegenden Strukturwandel erleben ...", heißt es bei Thieme, wie Anm. 18, S. 24, mit Verweis auf die Schrift der beiden Genannten von 1857 (vgl. Anm. 19).

24 Auch im *Verlornen Sohn* heißt es von einem Gefangenen beim Betreten des Direktorzimmers (S. 1343): *Er trat ein und blieb in militärischer Haltung an der Thür stehen.*

25 Diese Angabe stimmt mit Plauls Beschreibung der Kleidung der ersten Disziplinarklasse (wie Anm. 1, S. 151) überein. Nach Aufrücken in diese Klasse hat also auch May diese Kleidung getragen.

„Ihr Vater ist, wie Sie wissen, jüngst hier gewesen," sagte d'Alinge. „Er war so freudig überrascht von Ihrer leiblichen und geistigen Kräftigung, daß er hier an der Stille meines Zimmers Thränen des Glückes vergoß. Ich habe ihm gesagt, daß Sie mir fest versprochen haben, hinfort ihm nur noch Freude zu machen. Wollen Sie das?"

„Gewiß, Herr Regierungsrath!" preßte der junge Mann bewegt hervor.

„Ich traue Ihrem Wort," fuhr d'Alinge fort, „und habe den höchsten Beweis dieses Vertrauens dadurch zu erkennen gegeben, daß ich beim Ministerium das Gesuch Ihres braven Vaters um Ihre vorläufige Beurlaubung vor Verbüßung Ihrer Strafzeit befürwortet habe. Ich habe die Freude, Ihnen mittheilen zu können, Herr N., daß das Ministerium meinem Vorschlag entsprochen hat. Sie sind von morgen an frei" – dem jungen Mann perlten zwei große Thränen über die Wangen – „Sie werden vom Prinzipal Ihres Herrn Vaters angestellt werden. Sie werden Ihr Wort halten." Auch hier endete ein kräftiger Händedruck die Scene.[27]

„Wie kommt es, daß Sie den Ersten mit Du, den Zweiten mit Sie anredeten?" fragte ich.

„Nach den bestehenden Ministerialvorschriften[28] könnte ich alle duzen," erwiderte d'Alinge lächelnd. „Aber ich mache sehr selten davon Gebrauch. Der erste, den Sie sahen, war ein dummer Junge, der zweite ein anständiger Mann. Er gehörte, wie Sie an seiner Jacke und seinem Halstuch bemerken konnten, der ersten Disziplinarklasse an.[29] Die zu dieser Klasse gehörigen Gefangenen werden nie geduzt.[30] Durch

---

26 Vgl. nochmals das Zitat in Anm. 24.

27 Auch wenn es sich im vorliegenden Fall um eine vorläufige Entlassung bzw. Beurlaubung eines Gefangenen handelt, während May aufgrund königlichen Gnadenerweises begnadigt wurde (vgl. dazu Plaul, wie Anm. 1, S. 160ff.), so läßt die hier von Blum wiedergegebene Szene doch erahnen, wie das Gespräch zwischen d'Alinge und May kurz vor seiner Enlassung am 2.11.1868 verlaufen sein könnte. May schreibt nur: *Das Schicksal schien mit meinen Vorsätzen einverstanden zu sein. Es spendete mir, als ob es mich für alles Leid entschädigen wolle, eine reiche, hochwillkommene Gabe: Ich wurde begnadigt. Die Direktion hatte für mich ein Gnadengesuch eingereicht, auf das hin ich ein volles Jahr meiner Strafzeit erlassen bekam.* (LuS 152f.) Manche Ähnlichkeit läßt sich wieder mit einer Szene im *Verlornen Sohn* entdecken, in die May offenbar auch Erinnerungen an seine eigene vorzeitige Entlassung einfließen läßt. Als der ehemalige Gutsinspektor Petermann vom Direktor hört, daß ihm das letzte Jahr seiner Strafzeit vom König erlassen wurde, fließen auch hier die Tränen: *Er ... schlug beide Hände vor das Gesicht und schluchzte und weinte bitterlich* (S. 1346), und ein Händedruck beendet auch diese Szene: *»... Hier meine Hand! Gehen Sie mit Gott, und vergessen Sie nicht, sich nöthigenfalls an mich zu wenden.« Der Gefangene nahm die dargebotene Hand und taumelte dann, wie betrunken vor Freude, zur Thür hinaus.* (S. 1348)

28 Offenbar meint d'Alinge hier (auch) die ›Hausordnung für das Arbeitshaus Zwickau‹ von 1856; vgl. Plaul, wie Anm. 1, S. 140.

29 Zu den weiteren Vergünstigungen der Angehörigen der ersten Disziplinarklasse vgl. Plaul, ebd., S. 150f. May muß nach Plauls Angaben 1867 in diese Klasse aufgestiegen sein. Er gehörte ihr noch bei seiner Haftentlassung an: *Ich stand in der ersten Diszi-*

Schimpfreden und Schläge darf mir aber auch der Zugehörige der letzten Disziplinarklasse niemals verunglimpft werden.[31] Jedes Schimpfwort kostet den Aufseher, der es ausstößt, einen Thaler Strafe.[32] Uebrigens unterscheidet sich nur die erste Disziplinarklasse in der Tracht etwas von den anderen.[33] Ich verdamme durchaus das sogenannte Progressivsystem Walter Craftons[34], welches durch komödienhaften Aufputz, durch farbigen Vorstoß an den Aermeln, Anheftung der Belohnungsmarken usw. die sittliche Kraft des Gefangenen heben will. Denn man merkt die Ansicht und man wird verstimmt. Wir brauchen kein System. Der Mensch ist kein Objekt, das sich nach einer Schablone bilden und formen läßt, sondern einzig und allein nach seiner Individualität. Und da müssen dem gefangenen Menschen gegenüber dieselben Mittel geistiger und sittlicher Hebung zur Anwendung kom-

---

plinarklasse und erhielt ein Vertrauenszeugnis ausgestellt (LuS 153). Daß die Zugehörigkeit zur ersten Disziplinarklasse in der Tat eine erhebliche Privilegierung für May bedeutete, belegt auch die Angabe Thiemes (wie Anm. 18, S. 28), daß von 1880–1884 im Durchschnitt aller sächsischen Strafanstalten lediglich 1,1–2,1 % der Häftlinge dieser Klasse angehörten, „die so als wirkliche Auszeichnung und als Anerkennung eines Besserungswillens gelten kann". (Auch die Angehörigen der zweiten Disziplinarklasse bildeten eine nur relativ kleine Gruppe, bedenkt man, daß – so Thieme ebd. – „Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts fast 2/3 der … inhaftierten Personen in der dritten Disziplinarklasse" waren.)

30 Diese Aussage d'Alinges widerspricht der (aufgrund der Zwickauer Hausordnung – vgl. Anm. 28 – getroffenen) Feststellung Plauls, daß May – wie alle Gefangenen – für die gesamte Dauer seines Aufenthalts geduzt worden sei. Spätestens seit seinem Aufrücken in die erste Disziplinarklasse ist er offenbar mit „Sie" angeredet worden, es sei denn, d'Alinge hätte diese Praxis erst später eingeführt.

31 Das scheint auch Karl Mays Feststellung in *Mein Leben und Streben* zu bestätigen, wo es heißt: *Ich fand bei meiner Einlieferung in die Strafanstalt eine ernste, aber keineswegs verletzende Aufnahme* (S. 126). Bei seiner Einlieferung wurde er zunächst der zweiten Disziplinarklasse zugewiesen, vgl. Plaul, wie Anm. 1, S. 142.

32 Vgl. auch Mays Aussage, die nahelegt, daß die Zwickauer Beamten die humane Einstellung ihres Direktors auch ohne Strafandrohung beherzigten: *Ich habe während meiner Gefangenschaft nicht einen einzigen Oberbeamten oder Aufseher kennen gelernt, der mir in Beziehung auf Gerechtigkeit und Humanität Grund zu irgend einem Tadel gegeben hätte.* (LuS 121)

33 Den Ausführungen d'Alinges in seiner in Anm. 21 genannten Schrift folgend, müßten eigentlich alle drei Disziplinarklassen unterschiedliche Kleidung gehabt haben (zit. bei Plaul, wie Anm. 1, S. 136). Offenbar war dies in der Praxis aber anders, wobei unklar bleibt, ab wann. Die Kleidung der zweiten (und offenbar auch der dritten) Disziplinarklasse bestand „aus einer schwarzgrauen Tuchhose und Jacke, schwarzem Käppchen und Lederschuhen" (Führer durch Zwickau, wie Anm. 1, S. 27, zit. nach Plaul, ebd., S. 142).

34 Sir Walter Crafton hatte, zunächst in Irland, das Irische bzw. Progressivsystem entwickelt, das in England ab 1864 eingeführt wurde. Vgl. dazu Rudi Schweikert: Das Irische System. In: M-KMG 135/2003, S. 41–43. Dieses System war auch im Zuchthaus Waldheim üblich, als May dort inhaftiert war; ausführlich beschrieben wird es (allerdings ohne den Ursprung in Irland zu erwähnen) bei Plaul, wie Anm. 2, S. 112ff.

men, wie beim Freien: religiöse und moralische Einwirkung, Bildung und angemessene Beschäftigung. Wir wirken also durch Kirche, Schule, Arbeit, Disziplin, Umgang, Beispiel auch hier wie in der Freiheit. Sehen Sie einmal her."

Er legte mir einige Personalakten über Gefangene vor – über jeden existirt ein besonderes Aktenheft – und weiter ein Verzeichniß der Vorträge, die jeden Sonntag von den Beamten der Anstalt vor einzelnen Abtheilungen der Kollektivgefangenen, die sich gut geführt haben, in der Weise gehalten werden, daß jeder dieser Detinirten an einem Sonntage – außer dem zweimaligen Gottesdienst des Sonntags und dem Mittwochsgottesdienst – mindestens einen Vortrag hören kann. Er ersuchte mich zu blättern, während er zu einer kurzen amtlichen Besprechung sich entfernte. Ich fand in dem Vortragsverzeichnisse alle möglichen Gebiete des Wissens vertreten, namentlich sehr eingehend Natur- und Realwissenschaften, Geschichte usw., keineswegs nur biblische oder religiöse Stoffe. Im Jahre 1872 wurden über vierhundert solcher Vorträge gehalten.

In fand dann in den Personalakten über jeden Einzelnen die ganze innere und äußere Geschichte seiner Gefangenschaft. In wenigen Zeilen standen oft die Ergebnisse jahrelanger Strafe und Besserungsversuche gebucht – hoffnungerregend die meisten. Ich erwähne seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit willen nur eines dieser Aktenstücke. Der Verbrecher war von Anfang an in einer fast verzweifelt reumüthigen Stimmung. Seine Eltern hatten sich von dem ungerathenen Sohne kalt losgesagt; auf alle seine Briefe um Vergebung und Liebestrost erhielt er keine Zeile Antwort von zu Hause. Da schrieb d'Alinge den Eltern wenige markige Zeilen; wenn die Eltern jetzt nicht ein Wort der Liebe für den Sohn hätten, so seien die bedenklichsten Folgen zu erwarten und von den Eltern zu verantworten. Fast umgehend kam ein freundlicher Brief für den Armen aus der Heimat. Und heute ist ihm alles vergeben und vergessen.

Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß in derselben individuell fürsorgenden Weise jedes der vorgenannten Hebungs- und Besserungsmittel angewendet wird. So namentlich der Schulunterricht, den der Verbrecher in der Anstalt erhält.[35] Ist doch die häufigste Quelle des Verbrechens mangelnde Bildung des Geistes, Herzens und Willens. Der Schulunterricht der Anstalt umfaßt alle Elementarfächer, einschließlich der Uebungen im deutschen Stil; aber auch Geometrie, einfache Buchführung, Zeichnen, Webschule usw., und er muß in dem Maße regelmäßig von allen Bildungsbedürftigen besucht werden, daß z. B. der Besuch der Schulstunde die Arbeitsstunde unterbricht. Außerdem ist die Zeit von halb 12 bis 1 Uhr mittags dazu bestimmt, daß die Gefangenen (namentlich die Zellengefangenen) sich der Lektüre oder dem Briefschreiben widmen.[36] Die Anstaltsbibliothek zählte schon 1872 5000 Bände allen möglichen Inhalts, die eifrig benutzt und gelesen werden.[37]

---

35 Als Zellenhäftling und ehemaliger Lehrer hat May, laut Plaul, wie Anm. 1, S. 132ff., diesen Unterricht wohl kaum genossen. Inwieweit er an den zuvor genannten Vorträgen teilnahm, bleibt offen; Plaul bezweifelt Mays Teilnahme daran.

36 Plaul zitiert einen Bericht d'Alinges von 1861 ›Das Zellenhaus bei der Strafanstalt

Die Krone aller Besserungsbestrebungen der Anstalt und des Sträflings selbst ist aber erreicht in dem System der „vorläufigen Entlassung" (oder Beurlaubung) des Gefangenen vor Ablauf der Strafzeit.[38] Auch diese segensreiche Einrichtung, welche gleichfalls in das deutsche Strafgesetzbuch Eingang gefunden hat, ist zuerst vom Direktor d'Alinge praktisch und systematisch ausgebildet und auf seinen Vorschlag seit 1862 durch Ministerialverordnung für Zwickau genehmigt und bezw. nach den höchst günstigen Ergebnissen Zwickaus auf alle anderen Gefängnisse und Zuchthäuser Sachsens (jetzt des deutschen Reiches) ausgedehnt worden. Wie richtig d'Alinge die Individuen beurtheilte, denen auf seinen Vorschlag das Ministerium die Wohlthat früher Entlassung angedeihen ließ, mag daraus hervorgehen, daß seit dem Jahre 1862 von im ganzen 393 beurlaubten (und bezw. 380 nach wohlbestandenem Urlaub definitiv entlassenen) Verbrechern nur sechs rückfällig geworden sind.

Inzwischen war der Direktor zurückgekehrt und ersuchte mich, ihm in die Arbeitssäle zu folgen. Eifrig meldete beim Eintritt in jeden Saal der Aufseher die Zahl der darin Beschäftigten.[39] Schweigend und erst und gesenkten Hauptes saßen die Gefangenen überall bei ihrer Arbeit; manches bekannte Gesicht, das einst keck seine Unschuld vor Gericht betheuert, erkannte ich darunter wieder. Aber fast über alle schien mir ein freundlicherer Zug zu gleiten, als sie des Direktors ansichtig wurden; wenige gemeine Gesellen ausgenommen, die, als ich unvermuthet nach ihnen zurückblickte, mit höhnischem Grinsen uns nachschauten. Ueberall die größte Reinlichkeit, die peinlichste Ordnung.[40] Nur wenige Säle waren mit dem spezifischen

---

Zwickau‹, der als Zeit für Lektüre und Briefeschreiben 12 bis 1 Uhr nennt (ebd., S. 165). In Anm. 123, S. 196, vermutet Plaul, daß dies auch zur Zeit von Mays Inhaftierung noch so gewesen sei, da der Bericht erst 1869 veröffentlicht wurde. Wenn man 1875, zur Zeit von Blums Besuch, den Gefangenen eine halbe Stunde mehr gewährte, muß man Plauls Schlußfolgerung zumindest mit einem Fragezeichen versehen. Dies gilt um so mehr, als das Zellenhaus erst 1862–1864 errichtet wurde, der Bericht von 1861 also nur die geplante Regelung nennen konnte, die nach Belegung des Zellenhauses womöglich revidiert und um eine halbe Stunde verlängert wurde.

37 Der von Plaul, ebd., S, 166, zitierte Zellenhausinspektor Julius Burkhardt nennt 1873 eine Zahl von 4000 Bänden in der Anstaltbibliothek. Wenn Blum 1875, also zwei Jahre später, von 5000 Bänden spricht und auch Burkhardts Vorgänger Krell 1869 bereits 4289 Bänden anführt (Plaul, Anm. 130, S. 197), so ist die Angabe „4000" mit einiger Sicherheit ein Irrtum. May gibt an: *Außerdem hatte ich die Bibliothek der Gefangenen zu verwalten, und auch die Bibliothek der Beamten stand mir offen.* (LuS 131), eine Angabe, die Plaul jedoch bezweifelt.

38 Vgl. dazu Anm. 27.

39 May berichtet über seine zeitweilige Tätigkeit als Portefeuillearbeiter: *Unser Arbeitssaal faßte siebzig bis achtzig Menschen.* (LuS 127)

40 Diese so banal klingende Feststellung erhält mehr Gewicht, wenn man bedenkt, daß Sachsen „durch seine Zucht- und Arbeitshäuser, in denen auf die Erhaltung der Gesundheit große Rücksicht genommen wurde, anderen Ländern etwas voraus [hatte]. Insbesondere Ordnung und Reinlichkeit, die Regelung der Arbeitsleistung und die

Geruch des Gewerbes behaftet; so natürlich der Saal, in dem Cigarren fabrizirt werden, der der Strumpfwirker, Buchbinder, Schuhmacher usw.

Dazwischen durchmaßen wird den sauberen großen Speisesaal, wo vor mir ein Laib Brot durchschnitten wurde, um mich von dem untadeligen Gehalt und Gebäck zu überzeugen; wir besuchten die geräumige Küche, die trefflichen Badezimmer, die jeder Gefangene monatlich zwei- bis dreimal – im Sommer häufiger – benutzen muß.[41]

Auch die Erholungsplätze mit den Schreberschen Turnapparaten[42], wo jeder Gefangene täglich eine Stunde spazieren geht oder turnt, wurden eingesehen, zuletzt die Schlafzimmer. Das Lager ist zwar hart. Die Strohmatratze bildet die Grundlage der eisernen Bettstelle. Aber die zwei Wolldecken der Unterlage und der Zudecke schützen selbst in so harten Wintern, wie der verflossene war, vor Frost. Und jedenfalls stehen die Betten in weiterem Zwischenraum von einander, ist die vorhandene Luftmenge und Ventilation den Schläfern günstiger als in mancher deutschen „Fürstenschule".[43]

Auch hier zeigt sich übrigens das Prinzip der Individualisirung. Gefangene, die vor innerem schweren Leid vielleicht verkommen würden, wenn sie in der Isolirhaft der Zelle gelassen würden, denen der Anblick und Umgang anderer bei gemeinsamer Arbeit zur Aufrichtung dient, die aber trotzdem im gemeinsamen Schlafsaal sich unendlich bedrückt fühlen würden, besitzen eigene abgeschlossene Schlafzellen.[44]

Behandlung der Gefangenen galten als nachahmenswert." (Thieme, wie Anm. 18, S. 22). Letzteres mag vielleicht sogar der Anlaß dafür gewesen sein, daß der ›Daheim‹ ausgerechnet über eine sächsische Strafanstalt berichtete und daß Blum diese Aspekte im Folgenden deutlich erkennbar mehrfach hervorhebt.

41 Offenbar hatte man irgendwann vor 1875 die Häufigkeit des Badens erhöht, denn der Bericht d'Alinges von 1861, den Plaul zitiert (wie Anm. 36), spricht noch von „alle 2 bis 3 Wochen". Thieme charakterisiert entsprechend die „Regelungen zur Körperpflege, der im Zeitalter verstärkter Hygiene besondere Aufmerksamkeit wohl nicht zu Unrecht gewidmet wurde." (wie Anm. 18, S. 31)

42 Bei Plaul, wie Anm. 1, S. 159, lesen wir von „schöne[n] grünen[n] Rasenplätze[n], zwischen denen ein Reck und ein Barren aufgestellt sind", die der körperlichen Ertüchtigung der Zellengefangenen dienten. Daniel Gottlob Moritz Schreber (1808–1861), ein Leipziger Orthopäde, hatte die Idee von Gärten mit Nutz- und Erholungsgeräten entwickelt; davon blieben später lediglich die bekannten ›Schrebergärten‹ – ohne Turngeräte! – übrig.

43 ›Fürstenschulen‹ sind im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts von protestantischen Fürsten gestiftete Internatsschulen für protestantische Schüler; dazu gehören vor allem die drei 1543 von Kurfürst Moritz von Sachsen gestifteten, aus eingezogenen Klostergütern hervorgegangenen Gymnasien in Schulpforta (bei Bad Kösen), St. Afra in Meißen und St. Augustin in Grimma.

44 Diese individuelle Behandlung jedes einzelnen Gefangenen spiegelt sich auch in Mays Beschreibung wider: *Ich hatte gleich bei meiner Einlieferung gebeten, eine Zelle für mich allein zu bekommen; die Erfüllung dieses Wunsches war aber nicht angängig gewesen. Erst nun, da man über mich zu einem psychologisch abgeschlossenen Resultate kam, wurde ich in das Isolierhaus versetzt* (LuS 129). Plaul diskutiert,

Die Erläuterungen, die der Direktor mir hierzu gab, bildeten das natürliche Geleit auf dem Wege zu dem Zellengefängniß, dem neuesten Gebäude der Anstalt.[45] Ich richtete aber noch zwei Fragen an ihn, ehe wir dasselbe betraten. Die erste lautete: wie es mit der Prügelstatistik der Anstalt bestellt sei? Er schaute mich groß an, so daß ich nicht umhin konnte, um Entschuldigung zu bitten, falls ich etwas gefragt hätte, auf das er keine Antwort geben könne. „Seit zehn Jahren," erwiderte er, „habe ich nicht einmal Prügelstrafe vollstrecken lassen." Das will in der That sehr viel sagen, wenn man bedenkt, daß das zu Anfang dieser Periode geltende Landesstrafgesetzbuch die Prügelstrafe – abgesehen von der freien Prügelbefugniß und dem Ermessen der Anstaltsverwaltung – sogar noch als Strafschärfung beim Rückfall unbedingt zuließ.[46]

Die andere Frage wird der sächsische Vertheidiger eben so aufrichtig als naheliegend finden. Oft wenn man mit Mühe und Noth dem hartgesottenen Verbrecher mildernde Umstände erkämpft hat und ihn nur Gefängniß statt Zuchthaus trifft, lohnt der vergeudeten Beredtsamkeit die unwillige Frage: „Warum haben Sie mir Zwickau verschafft, warum nicht lieber Waldheim (das Zuchthaus)?" Direktor d'Alinge war bekümmert darüber, daß so gesprochen werde; aber neu war ihm auch diese Anschauung der Herren Verbrecher nicht. „Wer in meine Obhut kommt," sagte er, „weiß, daß mein Auge jederzeit über ihm wacht, allezeit ihn durchforscht. Dem wirklich gemeinen Menschen ist dieses Bewußtsein unerträglich. Viel wohler wäre ihm, wenn statt der anstrengenden Arbeit an seiner inneren Besserung nichts von ihm gefordert wurde als Buße und Strafe." Damit waren wir in das Zellenhaus eingetreten. Es ist vom Grund aus mit Luftheizung[47] versehen. Auf eisernen Trägern ruht das vom Oberlicht erhellte eiserne elliptische Treppenhaus, das in der weiten Mitte des Hauses vom Dache bis zum Parterre einen offenen Raum läßt und mit seinen Gängen längs der Zellen hinläuft. Wir betraten manche Zelle, bewohnte und unbewohnte. Jede wurde so rein und geruchlos, jene in ihrer Einrich-

---

ob diese Angaben der Realtät entsprechen könnten (wie Anm. 1, S. 155f.). Sie gewinnen an Plausibilität, wenn wir bei Thieme lesen: „Grundsätzlich bestand für alle Häftlinge die Möglichkeit, eine dauernde Einzelhaft zu beantragen." (wie Anm. 18, S. 28).

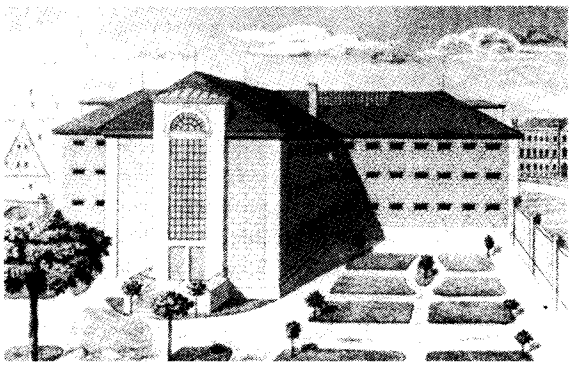
45 Das Zellenhaus wurde 1862–1864 errichtet; erste Gefangene wurden dort im Oktober 1863 untergebracht; vgl. dazu auch Klußmeier/Plaul, wie Anm. 3, S. 52. Der Erweiterungsbau trug mit Sicherheit den Vorstellungen Rechnung, die von Zahn und d'Alinge in ihrem Erfahrungsbericht (wie Anm. 19) zu baulichen Verbesserungen in den sächsischen Strafanstalten entwickelt hatten; vgl. dazu im einzelnen Thieme, S. 23.

46 Plaul beschreibt in seiner Arbeit (wie Anm. 1, S. 138) die aufgrund der Vorschriften zur Verfügung stehenden Disziplinierungsmittel. Die von Blum hier zitierte Äußerung d'Alinges macht deutlich, daß zumindest die Prügelstrafe auch zur Zeit von Mays Inhaftierung nicht angewendet wurde und unterstreicht den humanen Ansatz des Anstaltsdirektors. Bedrückend dagegen liest sich die ›Prügelstatistik‹ des Zuchthauses Waldheim; vgl. Plaul, wie Anm. 2, S. 160, Anm. 34.

47 Der von Plaul, wie Anm. 1, S. 159, zitierte Bericht spricht von einer „im Souterrain angebrachte[n] Warmwasserheizung".

tung (Klappbettstelle, Stuhl, Tisch, Lampe, Becher, frischem Wasser, Kloset, Bücherbrett, Klingelapparat, Verschluß usw.) genau so befunden wie die andere.

Nur die gedruckten, unzerstörbar über der Thüre eingegrabenen Mahnworte lauteten verschieden. „Arbeite, bete, hoffe!" gemahnte das eine. „Mein Sohn – und Du?" ein anderes. „Woher, wo, wohin?" ein drittes besonders eindringliches usw. Der eine der Zellengefangenen hatte ein Gläschen Bier vor sich stehen. Ein anderer hatte ein Bild vor sich aufgehängt, welches seine junge Frau und zwei kleine Kinder darstellte. Er nähte mit glücklichem Lächeln an Manillahanfdeckchen weiter, als ich ihn befragte, ob das die Seinen wären. Das ganze Zellenhaus bot einen Anblick von Sauberkeit, Stille und Frieden, welchen der Laie nicht genug bewundern kann und einen guten Freund von mir, der das Zellengefängniß von Moabit[48] besucht hat, zu so begeisterten Lobeserhebungen veranlaßte, daß ihn seine Freunde scherzweise fragten: „Warum sind Sie nur nicht gleich ganz dort geblieben?"



Das 1863 errichtete Zellenhaus am Schloß Osterstein (aus: André Thieme, wie Anm. 18, S. 25).

Vielleicht vermuthete der Direktor eine ähnliche Parteinahme für das Zellensystem bei mir, denn er erklärte von selbst: „So blendend diese Isolirzellen dem Laien scheinen mögen, sie wären der geistige und sittliche Ruin tausender, wenn ich gezwungen wäre, jeden Gefangenen in Isolirhaft zu bringen. Denken Sie an die Lage Epileptischer, denen die Kraft zum Klingeln in dem Moment versagt, wo ihr Zustand sie erfaßt; bedenken Sie, daß die Zellenhaft aber auch bei sehr reizbaren Gesunden schließlich einen der Epilepsie verwandten Zustand erzeugt; so ich habe einen Fall in Erinnerung, daß ein Gefangener in diesem Zustande mit seinen Zähnen in den Kalk der vier Wände seiner Zelle biß, wie ein Mäuschen, das nirgends einen Ausweg findet. Bei jedem, auch dem Gesundesten, bewirkt die Zellenhaft – wie Sie dies in der sehr interessanten Schrift unseres vormaligen Oberaufsehers, jetzigen Direktors der Strafanstalt Görlitz[49], eingehend nachgewiesen finden – ganz

48 „Preußen schuf sich 1849 seine Musteranstalt in Berlin-Moabit, die zunächst auf strenge Einzelhaft ausgerichtet wurde, um dann 1854 schließlich das Progressivsystem auf breiter Ebene einzuführen." (Thieme, wie Anm. 18, S. 22)

49 Dieser Oberaufseher war Alexander Krell (1827–1896), der 1863–1871 in Zwickau wirkte und 1872 als Strafanstaltsdirektor nach Görlitz ging (zur Biographie vgl. Plaul, wie Anm. 1, S. 194, Anm. 85). Bei der hier erwähnten Schrift handelt es sich um ›Das

bestimmte, absolut sicher bei allen eintretende Krankheitserscheinungen, so sicher, wie ein Opiat bei allen Menschen in höherem oder geringerem Grade dieselben Wirkungen hervorbringt. Diese absoluten Wirkungen sind: Abmagerung des Gefangenen bis zum vierten oder sechsten Monat, verbunden mit kaum zu stillendem Heißhunger; eine große und bleibende Neigung der Haut zu erhöhter Transpiration; eine sehr gesteigerte Reizbarkeit des Nervenlebens und der Sinnlichkeit; endlich bei langer Zellenhaft eine stets zunehmende Menschenscheu und völlige Unbrauchbarkeit fürs praktische Leben. Und nun denken Sie nach, welche Verheerungen diese nothwendigen Folgen der Zellenhaft unter den meisten Verbrechern nach den Elementen ihrer Bildung, ihrer Willensunreife, ihres Temperamentes, ihrer Gemüthsverfassung usw. anrichten müßten."[50]

Ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß meine Pflicht mich gebieterisch zum Abschluß einer Kriminaltragödie ins Gericht rief. Es wurden daher auf dem Rückweg nur noch die freundlichen Krankensäle gemustert; hier war es, wo in einem der Gefangenen, die wegen ihres guten Verhaltens Krankenaufseher sind, mir plötzlich ein lieber Jugendfreund gegenübertrat, der aus bitterer Noth, um seiner sehr zahlreichen Familie die Existenz zu fristen, sich an fremdem Gelde vergriffen hatte. Die Schilderung dieser Scene wird mir der Leser ersparen! Herr Direktor d'Alinge offenbarte auch hier sein Zartgefühl, indem er plötzlich, ohne daß ich selbst es merkte, mich mit dem Freunde allein ließ. Mit aufrichtigem Danke schied ich von dem Direktor der sächsischen Landesstrafanstalt Zwickau.

Zellenhaus bei der Strafanstalt Zwickau. Erfahrungen und Beobachtungen über die Einzelhaft. Zwei Berichte‹ (Zwickau 1869), an der Krell 1867/68 arbeitete. Dabei wurde er vom Häftling Karl May als Schreibkraft unterstützt. Vgl. dazu im Detail Plaul, ebd., S. 152ff. May beschreibt Krell folgendermaßen: *Er war ein hochgebildeter, sehr pflichtbewußter und humaner Herr* (LuS 129). Weiter heißt es: ... *seine Tätigkeit bezog sich auf die besondere Statistik unserer Anstalt und auf das Wesen und die Aufgaben des Strafvollzugs überhaupt. Er schrieb die hierauf bezüglichen Berichte ... Meine Aufgabe war, die statistischen Ziffern zu ermitteln, sie auf ihre Zuverlässigkeit zu untersuchen, sie zusammenzustellen, zu vergleichen und dann die Resultate aus ihnen zu ziehen.* (LuS 129f.)

50 Bedenken gegen die längere Isolierhaft hatten d'Alinge und von Zahn bereits in ihrem Bericht von 1856 (wie Anm. 19) vorgetragen. Doch hatten sie lediglich das Beispiel der Strafanstalt Bruchsal studieren können, die damals als einzige die vollständige Isolation von Gefangenen (mit einer Dauer von bis zu sechs Jahren) praktizierte (vgl. Thieme, wie Anm. 18, S. 22f.).

Helmut Schmiedt

Das Spiel mit dem Spiel

Zur literarischen Bedeutung neu entdeckter May-Gedichte

Zu den handfesten Erfolgen der jüngeren May-Forschung gehört es, dass einige kleine Texte des Autors entdeckt worden sind, deren Existenz lange Zeit unbekannt war. Peter Richter und Jürgen Wehnert haben vor einem Jahrzehnt solche Arbeiten aus dem ›Neuen deutschen Reichsboten‹ publiziert,[1] und kürzlich wurden in der Jubiläumsausgabe von ›Karl May & Co.‹ zwei Gedichte mit den Titeln *Liebeslied-Recept* und *Wandergrüße* dokumentiert, die 1875 im ›Allgemeinen Haus-Freund‹ erstmals erschienen waren, dann aber in Vergessenheit gerieten. Über die Umstände ihrer Wiederauffindung, über die Beziehung zwischen ›Haus-Freund‹ und ›Reichsbote‹ und alle damit in Zusammenhang stehenden Probleme informiert ausführlich der Aufsatz der stolzen Entdecker Hermesmeier und Schmatz.[2]

Die Bedeutung solcher Funde liegt natürlich zunächst einmal darin, dass wir nun mehr über Mays frühe Publikationstätigkeit wissen; Richter/Wehnert haben ja etwa belegt, dass May tatsächlich schon vor dem Jahr 1875 veröffentlicht hat, was zwar von ihm behauptet, von einigen Kennern vermutet, lange Zeit aber nicht bewiesen worden war. Über diesen Zuwachs an bibliographisch-biographischem Wissen hinaus erscheint hinsichtlich des ›Reichsboten‹ vor allem aufschlussreich, was May unter dem Titel *Ein wohlgemeintes Wort* erkennen lässt: Dieser Aufsatz entpuppt sich als „Philippika gegen die damals populäre Trivialliteratur"[3] und zeigt in seinen analytischen Passagen, wie gründlich May über jene Art von Romanen nachzudenken vermochte, die er selbst zur gleichen Zeit serienmäßig für den Münchmeyer-Verlag produzierte. Das Bild eines sozusagen nur aus dem Bauch heraus schreibenden Autors, der quasi bewusstlos zu Papier bringt, was ihm seine psychischen Dispositionen, seine seelischen Spannungen eingeben, bedarf – auch wenn May selbst es häufig bestätigt hat – der Ergänzung und Korrektur. May hat unterschiedlich, sogar gegensätzlich geschrieben – je nach den Bedürfnissen des Erscheinungsorts; und er hat – zumindest zu dieser Zeit, in Bezug auf diese Gattung – ziemlich genau gewusst, was man zu Papier bringen musste, um einen Erfolg à la *Waldröschen* zu fabrizieren.

Der Eindruck eines umsichtigen, literaturhistorisch kundigen, die literarische Tätigkeit von außen beobachtenden Schriftstellers wird mit der Lektüre der beiden

---

1 Vgl. Karl May: *Ein wohlgemeintes Wort.* Frühe Texte aus dem ›Neuen deutschen Reichsboten‹. Mit einer Einleitung von Peter Richter und Jürgen Wehnert. Lütjenburg 1994.

2 Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz: Der ›Allgemeine Haus-Freund aus Stolpen‹ oder Neues vom ›Reichsboten‹. Unbekannte May-Abdrucke entdeckt (IV). In: Karl May & Co. Das Karl-May-Magazin. Nr. 96 (2/2004), S. 56–62. Die May-Gedichte finden sich auf S. 60.

3 Helmut Schmiedt: [Werkartikel:] Ein wohlgemeintes Wort. In: Karl-May-Handbuch. Hg. v. Gert Ueding in Zusammenarbeit mit Klaus Rettner. Würzburg ^{2}2001, S. 462.

neu entdeckten Gedichte unterstützt – darin vor allem dürfte ihre literarische Bedeutung liegen:

Liebeslied-Recept.

Denen, die so gerne schwärmen
Von der Liebe »heißem Weh«,
Die da »einsam sind«, »sich härmen«,
Auch beim tollsten Assemblee;
Die von »stillen Thränen« singen,
Von dem »pfeildurchborten [sic] *Herz«,*
Will ich ein Recept jetzt bringen
Für ein Lied vom »Liebesschmerz«:
Paradies und Abendsonne,
Himmlisch süß und Maienwonne,
Weicher Schmelz der Philomele,
Schmachtend Sehnen, Rausch der Seele,
Luna mit dem sanften Scheine,
Heil'ge Ruh im dunklem [sic] *Haine,*
Glanz der Sterne, Blumendüfte,
Blaue Ferne, Zephirlüste,
Hier des Gartens dunkle Laube,
Dort die zartbeschwingte Taube,
Bei den Ranken,
Die da schwanken,
Die da lächeln,
Kühlung fächeln,
Unter süßem Kosen,
Bei den losen Rosen,
Theobald und Theudelinde
Arm in Arm, liebeswarm,
Mondenschein und Abendwinde,
Und zuletzt ein langer Kuß,
Giebt ein Lied, das rühren muß.

Wandergrüße.

Kommt mir auf meiner Wanderschaft
Ein Greis, ein Mütterlein entgegen,
So zieh ich ehrfurchtsvoll den Hut;
Ich denke an der Eltern Segen,
Den sie mir gaben, als ich schied.
Und jedes ros'ge Mägdelein,
Das mir begegnet, grüß' ich gerne,
Und weihe freudig dann durch sie
Dem Liebchen mein in weiter Ferne
Aus voller Brust ein Wanderlied.

Wenden wir uns zunächst dem *Liebeslied-Recept* zu! Hermesmeier/Schmatz verweisen zu Recht darauf, dass May hier „in sehr ironischer Form die genretypischen Klischees auf die Schippe (nimmt)".[4] May greift die Traditionen einer auf der Anakreontik des 18. Jahrhunderts basierenden Ausprägung von Liebeslyrik auf, die Anregungen zumal des Sturm und Drang und der Romantik verarbeitete und im späteren 19. Jahrhundert zu so etwas wie einer Modelyrik avancierte.

Ist man erst einmal auf diese Zusammenhänge gestoßen, so findet man im *Recept* eine Fülle einschlägiger Topoi. Gero von Wilpert verweist im Anakreontik-Artikel seines ›Sachwörterbuchs der Literatur‹ auf die gewichtige Funktion des locus amoenus, einer stetig wiederkehrenden Landschaft „mit ihren Wiesen, Bächlein, Quellen, Lauben und Grotten"[5] als Aufenthaltsort der Liebenden; die *Laube* ist bei May buchstäblich vorhanden, aber auch im *dunkle*[n] *Haine*, mit den *Ranken* und *Rosen* und an anderer Stelle tauchen die lieblichen Orte überdeutlich auf. Weiter ausgreifende Naturbezüge (*Abendsonne*, *Taube*) ergänzen das Ambiente. Mit *Philomele*, *Luna* und *Zephir* ist die antike Mythologie präsent, die dem Leser sonst häufig in Gestalt von Venus und Bacchus begegnet. „Zierlich tändelnd, heiteranmutig, geschmackvoll und genußreich, schmachtend bis delikat" ist laut Wilpert der „Ton dieser höchst kultivierten Gesellschaftsdichtung":[6] keine Frage, dass er in Mays Text zu entdecken ist, da etwas *sanft* und *schmachtend* wirkt, aber auch *liebeswarm*[e] körperliche Annäherungen verzeichnet werden. Der Monat Mai eignet sich – man kann es in Goethes ›Maifest‹ und unzähligen anderen Gedichten und Liedern erfahren – wie kein anderer für erotisch aufgeladene Frühlingsgefühle; prompt empfiehlt May die literarische Integration der *Maienwonne*. Eine große Rolle spielen bei ihm und in den Referenztexten diverse sinnliche Wahrnehmungen, ›...düfte‹ und ›...lüfte‹; aber auch andersartige, ins ›Höhere‹ und Edlere reichende Komponenten (*Seele*) haben in dieser Tradition ihren festen Platz, bis hin zu Exkursen ins Religiöse (*Heil'ge Ruh*). Mit *rühren* notiert May abschließend einen Begriff, der in den poetologischen Diskussionen des 18. Jahrhunderts eine herausragende Stellung einnahm.

Die Beziehung zwischen den Gedichten etwa von Hagedorn und Gleim, Klopstock und Hölty, Rückert und Geibel und demjenigen Mays reicht bis in die Einzelheiten der Formulierung. Nur kurz ist z. B. der Weg zwischen Mays *Zephirlüfte*[n] und dem Vers „Zephyr, nimm's auf deine Flügel"[7] aus dem Gedicht ›Mit einem gemalten Band‹, das der junge Goethe verfasst hat. Das *süße*[.] *Kosen* mag den einen oder anderen Opernfreund an Mozarts ›Figaros Hochzeit‹ erinnern: In einer weitverbreiteten deutschen Version des Librettos macht Figaro da einmal mit denselben Worten den zum Militärdienst beorderten Pagen Cherubin darauf aufmerksam, dass es

4 Wie Anm. 2, S. 60.
5 Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart [8]2001, S. 25.
6 Ebd.
7 Johann Wolfgang von Goethe: Mit einem gemalten Band. In: Poetische Werke. Berliner Ausgabe. Bd. 1, Berlin, Weimar [3]1976, S. 52.

mit dem unbeschwerten Leben vorbei sei; das „Donnern der Geschütze“ wird an die Stelle anakreontischer Genüsse treten.

May lässt aber eben nicht einfach das Inventar einer literarischen Gattung als solches auftauchen; er reproduziert es – wie von Hermesmeier und Schmatz bemerkt – in „ironischer Form“. Wenn er in dichter Folge sämtliche bei dieser Gelegenheit üblichen Himmelskörper (Sonne, Mond und Sterne) aufmarschieren lässt – teils mehrfach –, wenn er groteske, gleichwohl der Stimmungslage der Tradition verpflichtete Zusammenstellungen wie *zartbeschwingte Taube* einbringt, wenn er in kuriosem Klangspiel die *losen Rosen* präsentiert, bei denen quasi archetypische deutsche Namen auftauchen, dann übererfüllt er die Gesetze der Gattung gewissermaßen und mokiert sich per Übertreibung über das, was er herbeibeschworen hat. Die zitierten literarischen Konventionen werden dem Gespött preisgegeben. Auch dafür gibt es selbstverständlich große Vorbilder, etwa Heinrich Heine, der Stereotypen einer erstarrten Romantik ins Lächerliche kippen lässt, indem er z. B. sein lyrisches Ich von der Maiennacht unterm Lindenbaum schwärmen („Mir träumte wieder der alte Traum“) und sich am Ende beschweren lässt, dass die Geliebte ihn überflüssigerweise in die Hand gebissen hat.

In erster Linie ergibt sich der zentrale Distanzierungseffekt bei May aber natürlich aus dem Umstand, dass er die Stichwortsammlung als *Recept* darbietet, als katalogartige, abrufbare, wenn auch vielleicht nicht zufällig gerade so geordnete Aneinanderreihung von Versatzstücken. Damit zitiert er ein Verständnis von Literatur, das seinerseits eine lange Tradition aufweist. In ihr wird das literarische Arbeiten nicht so sehr als Ergebnis individueller Begabung verstanden, sondern als etwas, das in der Art eines Handwerks gelehrt und gelernt werden kann. Zahlreiche normative Poetiken haben bis weit ins 18. Jahrhundert hinein dargelegt, wie man jeweils verfahren müsse, um auf diesem oder jenem Gebiet der Literatur Vorzügliches zu leisten, und die Schreibschulen und -werkstätten unserer Zeit setzen – meist mit bescheideneren Ansprüchen – diese Linie fort. Indem May mit spöttischer Tendenz die festen Größen einer bestimmten Art von Liebeslyrik herbeiruft, macht er aber eben auch sichtbar, dass hier in der Tat erlernbare Stereotypen kursieren.

Was hat das alles mit Liebe als Phänomen unseres und des damaligen Lebensalltags zu tun? Nach einhelliger Forschermeinung geht es in der anakreontischen Lyrik nicht um den authentischen Ausdruck subjektiver Erfahrungen und innerer Regungen, nicht um Wahrheit und ›Erlebnislyrik‹ im schlichten Sinne der Reproduktion empirischer Gegebenheiten, sondern um ein Spiel, auf dessen Regeln man sich verständigt hat und das man dann mit sozusagen sekundärem Genuss inszenieren kann (nicht unbedingt nur innerhalb der Literatur); May durchschaut diesen Rahmen und potenziert mit einigem Witz den spielerischen Charakter. Die Sache wirkt noch etwas komplizierter, wenn man den ersten Teil des Gedichts hinzunimmt: Bei denen, *die so gerne schwärmen*, werden die Gegenstände der Empfindungen mittels der An- und Abführungszeichen ja auch schon als Zitate ausgewiesen, und das *pfeildurchborte Herz* hier ist letztlich genauso eine Formel wie all das, was nach dem Doppelpunkt folgt. Der Unterschied liegt wohl darin, dass im ersten Gedichtteil die kummervollen Seiten von Liebesbeziehungen dominieren, denen dann kon-

struktiv bewegende, ›rührende‹ Elemente zur Seite gestellt werden. Wir haben es hier also mit Liebeserfahrungen zu tun, die vollständig in literarischer Konventionalisierung daherkommen; der Akzent wechselt, der Formelcharakter bleibt und gewinnt unter dem Etikett des *Recepts* sogar eine produktive Funktion. Das ist nichts Nebensächliches: Mays Text zeigt zwar, wie sich das Reden über die Liebe im Kreis von Schablonen drehen mag, demonstriert aber eben auch die schöpferische Kraft von Stereotypen.

Eine andere Thematisierung literarischer Formelhaftigkeit bietet das zweite Gedicht. Es befasst sich mit der Wanderlust der literarischen Romantik, die aus unzähligen Gedichten und Liedern, aber auch etwa aus Eichendorffs ›Taugenichts‹-Roman bekannt ist; so selbstverständlich wird das Wandermotiv hier zugrunde gelegt, dass wir über seine Hintergründe im Falle dieses speziellen Ichs nichts Genaues erfahren. Das ist aber auch nicht erforderlich, denn alles, was in dem Gedicht geschieht, führt nur zu dem, was ohnehin schon da ist, und lässt keine Fragen zu Voraussetzungen und neuen Entwicklungen aufkommen. Die Begegnung mit alten Menschen führt zur Erinnerung an die Eltern, die mit *ros'ge*[n] *Mägdelein* zum fernen *Liebchen*, und zwar in Form eines Wanderlieds – vielleicht des vorliegenden.[8] Die Sache dreht sich also ebenfalls ganz und gar im Kreis, es gibt kein Vorher und kein Nachher, aktuelle Begegnungen verweisen aufs Vertraute und Geschätzte und haben nichts mit der Eroberung neuer geistiger Territorien zu tun, die beispielsweise die Reise des Protagonisten in Novalis' ›Heinrich von Ofterdingen‹ zu einer an- und aufregenden Angelegenheit macht.

Wie sehr das alles im Inhaltlichen und Formalen routinegemäß abläuft, wird noch aus Einzelheiten der Wortwahl erkennbar: Mit *Ein Greis, ein Mütterlein* sind ja irgendein Greis, irgendein Mütterlein, also beliebige Personen entsprechenden Alters, gemeint, und an die ferne Geliebte erinnert nicht ein bestimmtes, individuelle Konturen gewinnendes *ros'ge*[s] *Mägdelein*, sondern *jedes*; die Betreffenden dienen also als Auslöser wohlbekannter, vorhersehbarer, mechanisch wirkender Abläufe. Der Text handelt insofern zwar einerseits von der Wanderschaft und den Wandergrüßen eines liebenden Ichs, legt aber andererseits – und im Kern seiner literarischen Substanz – dar, wie mit einer gut eingeführten Konstellation literarischer Motive ein kohärenter Text produziert werden kann; darin ist er dem anderen Gedicht eng verwandt und auch wieder der Tradition, in der es steht, bis hin zum Topos von der die lyrische Produktivität ankurbelnden Verliebtheit, der sich in einer frischeren, bewegteren Variante auch in dem bereits erwähnten ›Maifest‹ Goethes finden lässt.

Ob May die Verarbeitung der Traditionen in diesen beiden Gedichten einem gründlichen Studium literaturhistorischer Entwicklungen verdankt oder ob er die nötigen Weisheiten allein der damals aktuellen Modeliteratur abgewonnen hat, kann an die-

8 Es sei hier auch an das ›Wanderlied‹ von Uffo Horn erinnert, das Karl May 1864 für den Gesangverein Lyra in Ernstthal vertonte und das in seiner Handschrift überliefert ist. Vgl. Hartmut Kühne/Christoph F. Lorenz: Karl May und die Musik. Hg. von Lothar und Bernhard Schmid. Bamberg/Radebeul 1999, S. 95ff.

ser Stelle nicht entschieden werden. Maßgeblich für unseren Zusammenhang ist die Neigung und Fähigkeit zu einem zwar nicht sehr subtilen, aber doch recht souveränen Spiel mit Elementen der Literaturgeschichte, zu einer Inszenierung vorgefundener literarischer Versatzstücke, die sich einmal gewissermaßen lächelnd als solche anpreist, ein anderes Mal vollzogen wird, ohne sich expressis verbis auszuweisen.

Es hat sich mittlerweile herausgestellt, dass May ähnliche Verfahren auch in seinen Abenteuer- und Reiseerzählungen praktiziert, wo sie freilich in ganz anderer Form daherkommen; man mag hier an die zahlreichen Anleihen denken, die er bei anderen Autoren des Genres macht, aber auch an die Spuren, die z. B. Rudi Schweikert immer wieder verfolgt. Der besondere, im Vergleich zu den hier besprochenen und durchaus reizvollen Gedichten letztlich entschieden höhere Wert der Erzählungen um Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi und andere Helden liegt darin, dass May ihnen eine zusätzliche Dimension vielschichtig-individueller Art verleiht, an deren Deutung man nun schon seit Jahrzehnten arbeitet. Diese Tätigkeit wird wohl noch lange fortgesetzt werden können; mit den Gedichten dagegen dürften wir interpretatorisch ›fertig‹ sein, wenn die obigen Überlegungen noch ein wenig weiter geführt und ergänzt worden sind, etwa um Beobachtungen zur Form, zur Reim- und Versgestaltung. Die Qualität von *Recept* und *Wandergrüße* ist respektabel, aber – gemessen an *Winnetou I*, *Durch die Wüste* usw. – doch auch sehr endlich.

*
**

Tobias Klein

Karl May und E. Marlitt

Überlegungen zu einer literarischen Beziehung

Die ›Gartenlaube‹-Autorin E. Marlitt (= Eugenie John, 1825–1887), die als ›erste deutsche Bestsellerautorin‹ gilt, wird gelegentlich – so im Titel von George L. Mosses Studie ›Was die Deutschen wirklich lasen – Marlitt, May, Ganghofer‹[1] in einem Atemzug mit Karl May genannt; dies bezieht sich in der Regel jedoch auf äußerliche Faktoren: Beide waren grob gesehen im selben Zeitraum literarisch tätig, beide publizierten ihre Romane, bevor sie in Buchform erschienen, zunächst in Fortsetzungen in Familienzeitschriften; vor allem aber verbindet beide ihr großer und langanhaltender Erfolg: Zu Lebzeiten gehörten sie zu den ›gelesensten‹ deutschsprachigen Autoren, und noch nach einem runden Jahrhundert sind ihre Werke nahezu vollständig auf dem Buchmarkt präsent, wenn auch z. T. in ausgesprochen fragwürdigen Editionen.[2] Gemeinsam ist Karl May und E. Marlitt auch, daß ihre Werke in der DDR aus Jugendbibliotheken verbannt wurden.[3]

Die Werke selbst sind aber bislang wohl kaum auf Gemeinsamkeiten untersucht worden.[4] Auf den ersten Blick scheint dies auch wenig naheliegend: Während der quantitativ größte und bei weitem populärste Teil von Mays Œuvre der Reise- und Abenteuerliteratur angehört, verfaßte die Marlitt Frauen- und Gesellschaftsromane aus der Welt des gehobenen Bürgertums und des niederen Adels; statt auf spektakuläre Handlung setzte sie auf Innenansichten, auf Familien- und Liebeskonflikte, und während Mays Helden entlegene Winkel der Welt durchstreiften, blieben die Heldinnen der Marlitt meist zu Hause – in der Regel in der Gegend des Thüringer Waldes, wo auch die Autorin selbst zu Hause war.[5]

---

1 In: R. Grimm/J. Hermand (Hg.): Popularität und Trivialität. Frankfurt a. M. 1974, S. 101–120.

2 Erwähnt sei hier die Marlitt-Ausgabe des Verlags Eduard Kaiser, Klagenfurt, aus den 1950er Jahren. Der Verlag bearbeitete die Romane der Marlitt nach ähnlichen Kriterien, wie es der KMV mit Mays Werken tat: Vereinfachung des Satzbaus, ›Verdeutschung‹ von Fremdwörtern. Hinzu kamen großflächige Streichungen.

3 Vgl. Christian Heermann: Old Shatterhand ritt nicht im Auftrag der Arbeiterklasse. – Warum war Karl May in SBZ und DDR ‚verboten'? In: Die Horen 178, S. 143–170; hier speziell S. 154.

4 Eine Ausnahme bildet hier Andreas Grafs Artikel ›Zauberer, Taschenspieler, Eskamoteure. Ein Schießkunststück bei Karl May und anderen‹. In: M-KMG 119/1999, S. 30–33; hier vergleicht Graf u. a. das in E. Marlitts Roman ›Das Geheimnis der alten Mamsell‹ geschilderte Schießkunststück mit ähnlichen Schilderungen in Mays *Aqua benedetta/Ein Fürst des Schwindels* und *Durch das Land der Skipetaren*.

5 Die männlichen Helden der Marlitt sind allerdings nicht selten weitgereiste Männer, die in Amerika oder im Orient gewesen sind, Trophäen von Großwildjagden im Hause ausstellen und ›zu Pferde sitzen wie ein Gott‹. Das abenteuerliche Vorleben der Helden wird aber stets nur andeutungsweise erwähnt. Michael Koser bezeichnet in sei-

Ein zweiter Blick ist dennoch lohnend. Als Karl May nach einer schon im Ansatz gescheiterten Lehrerlaufbahn und zwei mehrjährigen Haftstrafen den Beruf des Schriftstellers ergriff und damit seine wohl letzte Chance nutzte, sich eine bürgerliche Existenz aufzubauen, war E. Marlitt bereits eine Erfolgsautorin, die mit ihren Romanen schon genug verdient hatte, um sich eine Villa bauen zu können. Bevor Karl May durch den Erfolg seiner ›Reiseerzählungen‹ große Popularität und beträchtlichen Wohlstand erlangte, war das Brot der Schriftstellerei für ihn hart und das Auskommen alles andere als gesichert; er war existentiell darauf angewiesen, den Publikumsgeschmack zu treffen. Liegt es da nicht nahe, anzunehmen, daß er sich an den ›Rezepten‹ anderer Erfolgsautoren orientierte?

Vorbilder Mays hat man bisher vor allem in der Reise- und Abenteuerliteratur gesucht und gefunden; auf einige hat er in Andeutungen in seinen Werken ja selbst hingewiesen: *Cooper, Marryat, Möllhausen, Gerstäcker* erwähnt er im *Waldröschen*, auf Cooper bezieht er sich auch in *Der Scout* (später integriert in *Winnetou II*), und der Einfluß Gabriel Ferrys wird in Mays Bearbeitung von dessen ›Waldläufer‹ deutlich. Doch May hat sich ja gerade in der Frühzeit seines Schaffens auch in anderen Genres versucht. Läßt sich anhand der Frühwerke Karl Mays ein Einfluß der Marlitt nachwiesen oder zumindest glaubhaft machen?

Angesichts der engen Bindung der Werke E. Marlitts an ihre engere Heimat liegt es nahe, nach Parallelen bei May zunächst in dessen *Erzgebirgischen Dorfgeschichten* zu suchen. Abgesehen von der Verherrlichung der heimatlichen Landschaft finden sich hier aber kaum Anknüpfungspunkte. In Mays Dorfgeschichten spielt die Liebe oft eine gewisse Rolle, aber es ist meist die Liebe zwischen etwa Gleichaltrigen, die einander um ihre Gefühle wissen lassen und die nur durch äußere Hindernisse voneinander getrennt sind; oft fällt die Beseitigung dieser Hindernisse mit der Aufdekkung eines Verbrechens zusammen. Eine solche Handlung gibt es im Werk der Marlitt nur ein einziges Mal, in ihrer Erzählung ›Schulmeisters Marie‹. Und gerade hier ist eine direkte Beeinflussung auszuschließen: ›Schulmeisters Marie‹ entstand zwar schon vor 1865, wurde jedoch erst 1888 posthum veröffentlicht; zu diesem Zeitpunkt hatte May seine Dorfgeschichten, mit Ausnahme von *Sonnenscheinchen* und *Geldmännle*, bereits vorgelegt. – In den übrigen Werken der Marlitt geht es zumeist um die Liebe zwischen einem jungen Mädchen (etwa 17–20 Jahre alt) und einem rund doppelt so alten Mann, und diese Liebe hat weit mehr ›innere‹ als ›äußere‹ Hindernisse zu überwinden.[6]

---

nem Nachwort zur Fischer-Taschenbuchausgabe der ›Goldelse‹ den männlichen Helden des Romans, Rudolph von Walde, geradezu als „Old Shatterhand in Pantoffeln" (Nachwort in: Eugenie Marlitt: Goldelse. Frankfurt a. M. 1974. S. 293–296; hier S. 293).

6 Ein Altersunterschied zwischen Held und Heldin, wie er bei der Marlitt üblich ist, findet sich in Mays Dorfgeschichte *Der Giftheiner*; hier würde ich jedoch keine Parallele sehen, da Alma im *Giftheiner* letztlich nur eine ›verbesserte Version‹ ihrer Mutter Alwine, Heiners ursprünglicher Geliebter, ist.

Als ausgesprochen ergiebig für einen Vergleich May–Marlitt erweist sich hingegen Mays frühe Novelle *Wanda*. Insbesondere das erste Kapitel *Die Auction* und das daran anschließende Streitgespräch zwischen Wanda und ihrer Stiefmutter weisen eine große Nähe zum Werk der ›Gartenlaube‹-Autorin auf; sollte Hartmut Kühnes Annahme einer ›Ur-Wanda‹, die nachträglich – der Erwartungshaltung des Münchmeyer-Verlags entsprechend – um eine Abenteuer- und Kriminalhandlung erweitert wurde, zutreffen,[7] so könnte diese ›Ur-Wanda‹ ganz und gar ein Werk ›à la Marlitt‹ gewesen sein. Wie es hier eine Damenauktion gibt, so kommt in E. Marlitts erstem Roman ›Goldelse‹ (1866) eine Herrenlotterie vor. Der Rahmen der Veranstaltung ist geradezu auf den Kopf gestellt, denn in der ›Goldelse‹ handelt es sich um ein Fest in Adelskreisen, bei dem ein bürgerliches Mädchen einen adligen Herrn, den Gastgeber des Festes, erlost, während in *Wanda* bei einem bürgerlichen Fest ein gesellschaftlich niedrig stehender Mann ein adliges Fräulein ersteigert – und als Vorsteher des Vereins ›Die Erheiterung‹ ist ja auch Emil Winter gewissermaßen Gastgeber des Festes.

Für den ebenso hochmütigen wie amoralischen Baron von Säumen[8] in *Wanda* lassen sich mühelos Vorbilder oder zumindest Parallelfiguren bei E. Marlitt namhaft machen; in der ›Goldelse‹ etwa Emil [!] von Hollfeld, der vehement, aber erfolglos um die Heldin des Romans wirbt.

Ebenso ist Wandas adelsstolze Stiefmutter eine Figur ›à la Marlitt‹; in ihrem starren Festhalten an den Privilegien ihres Standes gleicht sie der Baronin Lessen in ›Goldelse‹ (der Mutter des erwähnten Hollfeld!), der Frau v. Herbeck in ›Reichsgräfin Gisela‹ (1868) und anderen. Die Diskussion zwischen Wanda und ihrer Stiefmutter über den von Emil Winter verfaßten Roman, in der ein forciert aristokratischer und ein Standesunterschiede gering achtender Standpunkt kollidieren, könnte – von geringfügigen stilistischen Unterschieden abgesehen – genauso in einem Roman der Marlitt stehen. Überhaupt ist die Tatsache, daß die Heldin Waise ist und eine ihr übel gesonnene[9] Stiefmutter hat, charakteristisch für viele Marlitt-Romane.[10] Bemerkenswert ist auch, daß die erste Begegnung Wandas mit Emil sich im Thüringer Wald ereignete: Auch bei der Marlitt finden wichtige Begegnungen von Held und Heldin oft im Wald statt, in der ›Goldelse‹ ebenso wie in ›Reichsgräfin Gisela‹; auf den Handlungsraum Thüringen wurde bereits hingewiesen. Schließlich – vielleicht nur eine Marginalie – haben immerhin zwei Marlitt-Heldinnen ›Polenblut‹ in ihren Adern wie Wanda: Felicitas in ›Das Geheimnis der alten Mamsell‹ (1867) und Juliane in ›Die zweite Frau‹ (1873).

---

7 Vgl. Hartmut Kühne: Ein Nachwort zu *Wanda*. In: M-KMG 21/1974, S.9–13.

8 Daß der angebliche Baron von Säumen sich später als Hochstapler erweist, ist, wenn man Kühnes Annahme einer ›Ur-Wanda‹ folgt, unerheblich.

9 Im weiteren Verlauf der Novelle zeigt sich die Baronin v. Chlowicki von einer anderen Seite, aber auch das kann vernachlässigt werden, wenn man im Sinne Kühnes die Felsenbruch- und Ballonfahrt-Episoden als spätere Zutat auffaßt.

10 Vgl. Michael Kienzle: Der Erfolgsroman. Zur Kritik seiner poetischen Ökonomie bei Gustav Freytag und Eugenie Marlitt. Stuttgart 1975, S. 73.

Parallelen zu Werken der Marlitt lassen sich auch im *Waldröschen* aufzeigen, insofern als die Welt des Adels als Hort von Intrigen, Erbschleicherei und anderen Verbrechen dargestellt wird und demgegenüber ein Forsthaus als Idylle mit harmonischen Familienverhältnissen steht. Der Oberförster v. Rodenstein des *Waldröschen* gleicht in seiner Mischung aus Grobheit und Herzensgüte auffallend dem Oberförster Ferber der ›Goldelse‹; allerdings ist nicht auszuschließen, daß beide ein gemeinsames Vorbild im Oberförster Werker aus Balduin Möllhausens ›Mandanen-Waise‹ (1865) haben.[11] – Ebenso wie im *Waldröschen* Kurt Helmers sich als Bürgerlicher in einem von Adligen dominierten Umfeld behaupten und Anerkennung erwerben muß, müssen dies auch viele Heldinnen bei E. Marlitt; und ebenso wie Sternau und Mariano im *Waldröschen* (sowie der Fex im *Weg zum Glück*) entdecken auch zwei Marlitt-Heldinnen, Elisabeth in der ›Goldelse‹ und Felicitas im ›Geheimnis der alten Mamsell‹, ihre adlige Herkunft.

Einer genaueren Überprüfung bedarf die Frage, ob Karl Mays Kolportageroman *Der verlorene Sohn* von E. Marlitts ›Reichsgräfin Gisela‹ beeinflußt sein könnte. Mays Titelheld Gustav Brandt gleicht dem Bertold Ehrhardt des Marlitt-Romans darin, daß er, der einst aus der Heimat fliehen mußte, mit einem ausländischen Adelstitel und märchenhaftem Reichtum versehen, zurückkehrt und im Zuge eines privaten Rachefeldzugs zum Wohltäter der Armen wird. Beide Figuren sind erkennbar von Dumas' ›Graf von Monte-Cristo‹ beeinflußt; es wäre noch zu untersuchen, ob sich über das gemeinsame Vorbild hinausgehende Parallelen feststellen lassen.

Die genannten Gemeinsamkeiten können einen direkten Einfluß der Werke E. Marlitts auf Karl May natürlich nicht zweifelsfrei beweisen, zeigen aber doch, daß es zumindest nicht abwegig ist, einen solchen Einfluß zu vermuten. Daß dies nicht nur für Mays Frühwerke gilt, läßt sich anhand des vom ›Hausschatz‹-Redakteur Heinrich Keiter abgelehnten *Satan und Ischariot*-Kapitels *In der Heimath*[12] demonstrieren. Die Liebe zwischen einem jungen Mädchen und einem wesentlich älteren Mann und die Komplikationen, die sich daraus ergeben, daß beide einander ihre Gefühle nicht eingestehen mögen und mindestens eine der beiden Personen sich selbst über ihre Gefühle nicht im klaren ist – ein zentrales Motiv bei E. Marlitt –, werden hier, ein einziges Mal, auch von May thematisiert. Der Vereinsball der Druckereibesitzer mit seinen Mißverständnissen zwischen den Liebenden und der groben Zurechtweisung Marthas durch den Verlagsleiter, der ihr den Standesunterschied zwischen ihr und seinem Redakteur vor Augen stellt, ist eine durch und

11 E. Marlitts Oberförster Ferber gleicht Möllhausens Werker neben der Namensähnlichkeit darin, daß er, kinderlos, seine Nichte wie ein eigenes Kind liebt und sie „Blitzmädel" nennt; Mays Oberförster v. Rodenstein hat mit der Möllhausen-Figur seine militärische Vergangenheit, auf die er sehr stolz ist, gemeinsam. Vgl. auch Gerhard Klußmeier: Betrachtung zur Neuauflage eines Möllhausen-Romans. In: M-KMG 22/1974, S. 28f.

12 Ich beziehe mich hier auf die im KMV-Band 79 ›Old Shatterhand in der Heimat‹, Bamberg 1997, enthaltene Fassung.

durch ›marlitteske‹ Situation. Bei E. Marlitt werden solche Mißverständnisse jedoch stets rechtzeitig ausgeräumt, während sie hier zum Scheitern der potentiellen Liebesbeziehung führen.

Abschließend sei noch auf eine bemerkenswerte Beziehung zwischen Mays Werk und E. Marlitts Biographie hingewiesen: In der Dorfgeschichte *Der Giftheiner*, dem Kolportageroman *Der Weg zum Glück* und eben in dem besagten Kapitel *In der Heimath* schildert Karl May, wie ein aus bescheidenen Verhältnissen stammendes Mädchen als Sängerin Furore macht; der Erfolg bleibt aber von begrenzter Dauer und schlägt nur in einem der drei Fälle, im *Weg zum Glück*, der Sängerin zum Glück aus. Die Parallele zu Eugenie John, der späteren E. Marlitt, die, von Haus aus wenig begütert, dank der Protektion der Fürstin Mathilde von Schwarzburg-Sondershausen zur Opernsängerin ausgebildet wurde, aber infolge von Lampenfieber und einem wohl psychosomatisch bedingten Gehörleiden scheiterte, ist verblüffend – wenn auch sehr wahrscheinlich zufällig, da nicht anzunehmen ist, daß May um die Lebensgeschichte seiner älteren Kollegin wußte.[13]

▶ Unser Lesetip ◀

Undine Janeck: Zwischen Gartenlaube und Karl May (435 S.) behandelt die Deutsche Amerikarezeption in den Jahren 1871–1913. Was soll ich dazu sagen: ein hochinteressantes Werk, auch im Zusammenhang mit Karl May. Das Buch ist als kartonierte Ausgabe im Shaker Verlag, Aachen 2003, erschienen, der Preis von 49 Euro ist zwar etwas zu hoch, aber vom Inhalt her ist das Buch sein Geld wert.

Günther Wüste

13 Eine Biographie der Marlitt, wohl von ihrem Bruder Alfred John verfaßt, erschien erst nach ihrem Tod im 10. Band der ersten Gesamtausgabe ihrer Werke (ca. 1890).

Wilhelm Brauneder

May über May: ein ›Vielgelesener‹ – kein ›Vielgereister‹ (I)

1. ›Old Shatterhand a. D.‹?

In der Erzählung *Freuden und Leiden eines Vielgelesenen*, erschienen im ›Deutschen Hausschatz‹ Jahrgang 1896,[1] scheint Karl May, wohnhaft in der ›Villa Shatterhand‹ in Radebeul, woselbst er einen daselbst erlebten Tag schildert, ›Old Shatterhand a. D.‹ zu sein. So lautet der Titel der ersten Bearbeitung dieser Ausführungen durch den Karl-May-Verlag.[2] Zudem zeigen die dem Original-Artikel im ›Deutschen Hausschatz‹ von 1896 beigegebenen acht Fotografien May außer als May weiter als Old Shatterhand sowie als Kara Ben Nemsi. Identifikation wurde damit suggeriert, auch optisch, und in der alten Bearbeitung des Karl-May-Verlages – nachträglich – titelmäßig interpretiert.

Was aber äußerte May 1896, wenn man sich nicht sogleich die Identifikations-Brille aufsetzen läßt?

Ohne sie gibt bereits die Überschrift zu denken: Nicht von einem ›Vielgereisten‹, nicht von einem tatsächlich reisenden Reiseschriftsteller ist die Rede, sondern von einem ›Vielgelesenen‹, also einem erfolgreichen Lesestoffproduzenten. Ganz anders hatte May 20 Jahre zuvor, 1875, *Aus der Mappe eines Vielgereisten* Erlebnisse zur Verfügung gestellt.[3] Jetzt aber gibt er sich nicht derart als ›Vielgereister‹, sondern ganz anders als ›Vielgelesener‹ aus!

Diesem Ansatz entspricht auch sogleich der Anfang seines Berichts. May fühlt sich *von seinen Lesern aufgefordert, ja förmlich gedrängt* [...,] *»doch auch einmal etwas über sich selbst zu schreiben«* (1): Da hätte doch bei beabsichtigter Identifikationsreklame erstens der Hinweis genügt, daß er in allen seinen Büchern ›etwas über sich selbst zu schreiben‹ pflegt! Zweitens hätte er nicht unbedingt einen Tag just in Radebeul beschreiben müssen, sondern – ›über sich selbst‹ – von einem ganz besonderen Erlebnis in Kurdistan oder Wyoming berichten können. Aber nein: Dort, wo es darum geht, *auch einmal etwas über sich selbst zu schreiben*, beschreibt er weder Old Shatterhand noch Kara Ben Nemsi auf fremden Pfaden, sondern – May in Radebeuls heimatlichen Gefilden.

---

1 Eingeklammerte Ziffern im Text sind Seitenangaben zu Karl May: *Freuden und Leiden eines Vielgelesenen*. In: Deutscher Hausschatz, 23 Jg. 1896/97; eine sprachlich-orthographisch leicht modernisierte Fassung findet sich auch in: Karl May: Old Shatterhand in der Heimat, hg. von Lothar und Bernhard Schmid. Bamberg 1997 (Karl May's Gesammelte Werke Bd. 79), S. 553ff.

2 Bis zur Neugestaltung des Bandes 2000 enthalten in: Karl May: Das Zauberwasser und andere Erzählungen, hg. von E. A. Schmid. Bamberg 1954 (Karl May's Gesammelte Werke Bd. 48), S. 283ff.

3 Karl May: *Aus der Mappe eines Vielgereisten. Nr 1. Inn-nu-woh, der Indianerhäuptling* und *Nr. 2. Old Firehand.* In: Deutsches Familienblatt 1. Jg. 1875/76.

May ›selbst‹ ist also ein Schriftsteller daheim, und zwar ein ›Vielgelesener‹. Hier, daheim, so gesteht er, wird er *um Manuskript gedrängt* (2). Es kommen nicht *die Besitzer der Newspapers, um Beiträge von mir zu verlangen* schon in St. Joseph (GR XXIV, 125), wie er es genau ein Jahr danach 1897 in *Weihnacht* behaupten wird: May schriftstellert nach seinen Angaben von 1896 ausschließlich am heimatlichen Schreibtisch, nicht etwa auch in Boarding Houses des Far West. Und da wir in diesem Fall ja wissen, was Wahrheit ist, muß man sagen: May flunkert als ›Vielgelesener‹ nicht und beschreibt sich daher ehrlich als Schriftsteller, der in Sachsen und nicht auch in Missouri schreibt.

2. Fremde Identifikationen

Nach Sachsens Elbe kommen die Besucher, um *»ihren« Old Shatterhand resp. Kara Ben Nemsi Efendi persönlich kennen zu lernen* (2). Das klingt ein wenig ironisch, ein wenig nach Über-sich-selbst-lustigmachen: Man kommt nicht einfach, um Old Shatterhand alias Kara Ben Nemsi zu besuchen, die Besucher wollen vielmehr, was eigens hervorgehoben wird, *»ihren«* Helden sehen, also jene Romanfigur, wie sie sich diese subjektiv angelesen haben. Es klingt wie: Romanfigur im Autor ansehen, der jene gar nicht ist.

Nimmt man es aber nicht ironisch, dann bleibt die Verwunderung, daß der Schriftsteller May nicht einfach nüchtern sagt, es kämen Leute, um ihn zu besuchen. Warum muß er gerade seine beiden alter Egos ins Spiel bringen? Warum betont er *»ihren«* Old Shatterhand und schreibt nicht einfach ›Old Shatterhand‹? Das Gefühl, tatsächlich einen richtigen Reiseschriftsteller, beispielsweise Möllhausen, besucht zu sehen, und zwar daheim in Deutschland, dieses echte Gefühl wird doch eigentlich gar nicht vermittelt.

In ähnlicher Weise von Old Shatterhand als einer außerhalb Mays stehenden Person spricht dieser auch im Hinblick auf den beerenessenden Gymnasiasten: *Ich klingle, um ihm sagen zu lassen, daß,* – nicht: ›ich‹, sondern – *Old Shatterhand zu keiner Limonade kommen kön-*

Der Beginn des Textes im 23. Jahrgang des ›Deutschen Hausschatzes‹, S. 1.

ne (2); und: Erdbeerenessen sei – nicht: ›meiner‹, sondern – *eines Westmannes wie Old Shatterhand unwürdig* (2)! Dieser zweimalige (!) Umweg über eines seiner Alter Egos besagt doch eigentlich Folgendes: Wenn mich einer für Old Shatterhand hält, läßt er sich vom Beerennaschen nicht abhalten, da er annimmt, dieser und für ihn ich hier in Radebeul nasche Beeren ohnedies nicht, so daß es der Mitteilung bedarf, Old Shatterhand trinke immerhin die zu Limonade verarbeiteten Beeren.

Und macht er sich nicht über Identifikation nahezu lustig mit dem Wortspiel, ein Klingeln gebe ihm die Empfindung ein, *von einer schlimmen Ahnung wie von einem feindlichen Indianer beschlichen* zu werden (4)? Und gleich anschließend: Er möchte dem *Breslauer Leser* (3) seinen *bekannten Jagdhieb zu fühlen geben; aber wir befinden uns nicht im Wilden Westen, sondern in meinem Studierzimmer* (4)? Soll diese ganze Ironie mit ihrer verbalen Spaltung in May einer– und Old Shatterhand/ Kara Ben Nemsi andererseits das große Hintertor offenlassen: Man hält mich für meine beiden Alter Egos – aber ich bin's doch gar nicht?

May leugnet nicht, ja er bekräftigt ganz deutlich, daß Bewunderer, die *meinen Namen nennen*, also May, ihn für *Schschschatterhand* halten wie die Kartonagenarbeiter; sie haben ihn *alle liebgewonnen* (2)! Aber: Wen wohl nur? Einen (vermeintlich) realen Reiseschriftsteller, einen fabulierenden Romanschriftsteller, den *Schschschatterhand* als Romanfigur? Sie halten ihn jedenfalls für einen, der *in Amerika und in Ägypten* gewesen war, sie sehen die *vielen großartigen Sachen, die er hat*, wie Büffel, Kojote, Leopard und Löwe. Aber May schreibt nichts über Bemerkungen, die erklären, von wo er die Tiere als Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsi mitgebracht habe. Wenn er zu seinem Löwen feststellt, dieser sei *das von mir in Afrika geschossene Raubtier* (2), so weist dieses *von mir* auf Karl May, den Vielgelesenen hin, nicht auf Kara ben Nemsi, d. h. den Vielgereisten. Jener flunkert, nicht dieser, und das eher beiläufig, der Vielgelesene gegenüber seinen Lesern, nicht der Vielgereiste gegenüber seinem Besucher! Ansonsten stellt er ausdrücklich nur fest, daß er diese Sachen *hat* – der Erwerb der Besitztümer bleibt verschwiegen! Anderen Besuchern hat er sogar *hundert Fragen zu beantworten* (3), er teilt aber nicht mit, wie seine Antworten lauten. Er schreibt also nicht etwa hin: ›Das war der Löwe von El Teitl‹ oder ›vom Lager der Abu Hammed‹, er schlägt keine Brücke zum Romangeschehen, selbst die Tiere bleiben ohne Identifikation!

Auch Herbig und seine Freunde in Dresden (3) halten May, unausgesprochen bzw. nicht niedergeschrieben, für seine Alter Egos und unterstellen daher, er sei *kräftig*. May beweist dies mit einem entsprechenden Händedruck und – zahlt und geht. Nicht einmal ein ›Ja, das ist eben Shatterhand‹ protokolliert er zu dieser Szene – Identifikation ist seine Sache nicht. Auch der *Dame in Trauer* erweist May keinerlei Identifikation, sondern nur *Mitleid* (3).

Der anschließende Besucher, besagter *Breslauer Leser* (3f.), hält May ebenfalls für einen, der *in der Sahara und auch anderwärts* gewesen war. May geht darauf aber nicht ein, sondern aufs Biertrinken, schließlich antwortet er zwar in *Kurmangdschikurdisch*, aber nichtssagend: Allfällige Identifikation bleibt dem Breslauer überlassen.

Bierhändler und Weinlieferant, dann ein Verlagsbuchhändler N. aus Wien (4f.): keinerlei Identifikation seitens des Vielgelesenen. Briefe gehen an *»Mr. Shatter-*

hand, Dresden« wie auch an den *»Herrn Schriftsteller Karl May«* – es sind also Leser, welche mit unterschiedlichen Namen dieselbe Person meinen, es ist der *Postbeamte*, der trotz mangelhafter Anschrift richtig zustellt. Nicht May behauptet Identität, er läßt sie sozusagen postalisch bekunden. Daß ein an *Mr. Shatterhand* adressierter Brief *selbstverständlich nach Radebeul zu mir expediert worden* ist (5), sagt nichts über eigene, ja überhaupt nichts über Identifikation aus, sondern belegt den Service der Post, wie wenn diese ein an ›Kapitän Nemo‹ gerichtetes Schreiben Jules Verne zugestellt hätte. May schickt allerdings an ›Mr. Shatterhand, Dresden‹ Adressiertes nicht zurück – aber auch Jules Verne hätte dies mit einem Brief an ›Kapitän Nemo‹ wohl nicht getan.

Sodann der *Gerichtssekretär* bzw. *Kunstkritiker* (5) – keinerlei Identifikation: Er wendet sich schlicht an *Karl May* als *Schriftsteller* um Geld, nicht an Old Shatterhand um Nuggets – daß dieser keine mitnimmt, kann man noch nicht wissen, erst in einem Jahr wird dies in *Weihnacht* zu lesen sein (GR XXIV, 121ff., 607). Zweimal nur wenden sich Bittsteller an den Reiseschriftsteller, aber bloß insofern, als sie von dessen Freundschaft zu *Lord Lindsay oder Sir John Raffley* 30.000 Mark erhoffen, bzw., daß er einen Sohn als *Begleiter umsonst mit auf Reisen* nehmen könnte (19).

Ein Leser aus Amerika will mir, May, *nur die Hand drücken, nichts weiter*, ebenso dessen Frau, denn sie will *drüben sagen können, daß sie die Hand Old Shatterhands in der ihrigen gehabt habe* (6): keine Identifikation seitens des Maysters, denn ausdrücklich *sie* will davon *sagen können* – die Identifikation schiebt May auf eine andere Person ab! Ebenso im Falle der *drei Realschüler*: Das *Herr und Squaw Old Shatterhand* ist ihr, nicht Mays Ausspruch (17)! Weiters wird durch *einige feuchtfröhliche* [!] *Leser auf Old Shatterhand und seine Westmänner angestoßen und mir dies durch Reime mitgeteilt* (18): Dies ist aus der Sicht der Zecher in erster Linie Hommage an Romanfiguren, wenn es überhaupt Identifikation ist, dann ist sie abermals von außen herangetragen und May teilt uns dies mit wie auch die *Gratulationen und Gaben*, die *Briefe an Old Shatterhand* (18).

Aber die Old-Shatterhand- und Kara-Ben-Nemsi-Fotografien, wie gerade auch den *Freuden und Leiden* beigegeben, sind doch klare Beweise des Identifikations-Schwanks? Sind sie es tatsächlich? Wie ›real‹ wohl ein um eine Zimmerpalme herumkriechender Old Shatterhand auf seine Leser gewirkt haben mag? Ohne Identifikations-Brille besehen handelt es sich hier und auf anderen Bildern und Postkarten doch um nichts anderes als den im Sinne seiner Schöpfungen verkleideten May. Auch Pierre Brice im Winnetou-Gewand bleibt Schauspieler und wird kein Indianerhäuptling. Vor allem wurden May-Postkarten nicht als Identifikation aufgedrängt. So pries das ›Börsenblatt‹ die Nunwarz-Postkarten 1897 an mit „Dr. Karl May als Old Shatterhand" bzw. „als Kara Ben Nemsi", auch mit „Dr. Karl May in seiner Bibliothek"[4] – „May in seiner Bibliothek", nicht etwa: ›als Schriftsteller‹, denn die-

4 Börsenblatt Nr. 101, 4.5.1897, S. 3279; zit. nach: Gerhard Klußmeier/Hainer Plaul (Hg.): Karl May. Das bewegte Leben eines Außenseiters. Eine Bilddokumentation. München 1992, S. 140 (Nr. 204).

Karl May — Kara Ben Nemsi mit dem Jagdgepard.

Mit einer energischen Bewegung erhob sie sich und reckte ihre schlanke Gestalt kerzengerade empor. Ihre Kleidung war zerfetzt. Rock hatte sie keinen, sie trug nur Hemd und Hose. Sie wendete sich in den Sand zurückwerfen, als das hohe Gebiet des jungen Herrn v. Sternberg in das grimmige Gesicht.

„Ah, meine Kleinigkeit," rief er, „hier in die Einsamkeit mich mit Freunden, um die Mühsal des Jagens zu vergessen — Dein einer Gesellin habe ich Dir ..."

„Ich weiß nur Ich," Herr Bursen. Ich nähme mich gerne anzuschließen."

„Du Unterlage ist sich zu Ende ..... ich bin unerschütterlich ..... Ich bitte nicht in Ich, bestimmt ge- gesagt, mit Ihnen, meine unschuldige Kreatur, die Unterlage verlassen zu können."

„Nun, so gehe ich Ihnen von nächsten Zeitpunkt entgegen" Ich bestimmt

„Unbedingt Schmitz Ich zu gehen." Schmerzte der Barons und schlitzte Schmitz bedeutsamst Ihr in den Sand gesandt.

Herr v. Sternberg schmerzte in einem fort. Ihr auch Ich keine Mühe, nur die Gerade des jungen Barons zu sehen, unbeweglich nach Hin und Herdrehen, wenn es unmöglichstes unterwindet man, gute Mühe unterstützen nach dem Erscheinen des Bärenfetts Gesellschaft. Der Baron bemerkte die Unterwerfung Fanfaren Kennen Kennen, er muß aber keine Gnadenmiene Mürze ist entzückt, daß er am Erscheinen dem jungen Mann nur sich sehr hier bereiten können. Schließlich wurde dies die Sternwightgerichte Ihre bemerkt Gestalten. Er erkennte mit einem

Karl May — Kara Ben Nemsi.

ses ist Realität, in den anderen Fällen aber wird er angepriesen nicht mit ›Dr. Karl May‹ schlechthin, sondern ›als‹ (!) eine seiner Romanfiguren, nicht etwa mit ›Dr. Karl May alias Old Shatterhand‹ in Wyoming. Dieses ›als‹ steht nicht für Identifikation, sondern für eine Rolle: ›Pierre Brice als Winnetou‹.

Daß anderenorts Identität sehr bewußt für, aber nicht von May konstruiert oder suggeriert wurde, sei mit kleinen Beispielen in Erinnerung gerufen. Besonders tat sich hier mehrfach und bewußt der ›Gute Kamerad‹ hervor, und zwar meist begleitend zu einem May-Beitrag. Sogleich im Anschluß an eine der Folgen von *Der Schatz im Silbersee* lesen wir unter der Überschrift ›Bunte Bilder aus dem wilden Westen‹ unter anderem: „[...] seine Pfadfinder, wie einst der bekannte Lederstrumpf, Westmänner wie Old Shatterhand, Old Firehand u. a., werden eines Tages nichts mehr zu thun haben".[5] Besonders ist es bekanntlich der Hobble-Frank, der manche ›Schatz‹-Folgen begleitet: als Erzähler vom ›Schlangenmenschen‹, in der Rubrik ›Fragen und Antworten‹ indirekt durch seine schon 1888/89 geschaffene ›Villa Bärenfett‹, als Hauptperson in einem ›dramatischen Scherz‹, als Autor eines Gedichtes, der dann, sozusagen zwischen der Schlangenmensch-Erzählung und dem ›dramatischen Scherz‹, selbst als Westmann im ›Schatz‹ auftritt.[6] Die Identifikationsaura steigerte in der eben genannten Rubrik auch der Umstand, daß Aardappelenbosch und Pfotenhauer als ›reale‹ Reisende ausgegeben werden:[7] Ein wenig ehrlicher war da schon der ›Deutsche Hausschatz‹ in seinem ›Redaktionstelephon‹ im Jahrgang 1879/80: „Das können wir Ihnen wirklich nicht

5 Der Gute Kamerad 5. Jg., S. 327 (Reprint KMG 1987, S. 167).
6 Ebd., S. 41f. (bzw. 26f.), 55f. (32f.), 69f., (41f.), 210a (110), 462a (215), o. S. (254); ›Schatz‹ S. 395 (190).
7 Ebd., S. 210a (110).

sagen, wieviel Selbsterlebtes und wieviel dichterische Zugaben in Mays Reiseabenteuer sind. Das ist aber wahr, daß der Verfasser alle jene Länder bereist hat [...]" – wieder fremde Identifikation.[8]

Ehrlichkeit schlägt allerdings auch in einer Leserbriefantwort des ›Guten Kamerad‹ durch, wohl eher als Nebenprodukt: „Karl Sch. in Wels" möge May mit Fragen „nicht gar so viel plagen. Wer dabei ist, so schöne Geschichten [!] zu schreiben, will möglichst ungestört sein"![9] Von Reisen keine Rede: May ist also auch im ›Guten Kamerad‹ kein Vielgereister, sondern ein Geschichtenschreiber, ein Vielgelesener.

3. Der ›literarische Papa‹

Briefe, Gratulationen und Gaben erhält übrigens nicht etwa der Reiseschriftsteller, der Vielgereiste, der Weltenbummler – May selbst bezieht dies alles auf den von seinen Lesern *»geliebten literarischen Papa«* (18). ›Papa‹, Vater? Von wem? ›Literarischer Papa‹! Also Vater von Romanfiguren! Und gerade im Zusammenhang damit fährt er fort *von den »Freuden« eines Vielgelesenen zu sprechen*, nicht eines Vielgereisten (18)! May charakterisiert sich als ›Vielgelesener‹ und ›literarischer Papa‹! Nicht als Vielgereisten und dokumentierenden Berichterstatter! Wenn May flunkert, etwa mit Witwen aus Böhmen oder Wein vom Karst, dann eben wie schon zum Löwen aus Afrika auch hier als May und nicht als Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi.

Auch die anschließend geschilderten Wirkungen erzeugt nicht der Vielgereiste, sondern der Vielgelesene, rufen nicht die Taten des ersteren, sondern die Werke des letzteren hervor. Es handelt sich nämlich in Mays eigenen Worten um *Wirkungen meiner einfachen Erzählungen*: Die *Lektüre Ihrer Werke* hat gottlosen Philosophiestudenten *den Glauben zurückgebracht*; *Ihr »Surehand« hat einer armen Witwe ihren einzigen Sohn erhalten*; die größten Schätze eines Missionars *im Innern Afrikas sind das Wort Gottes und Ihre Bücher*; durch *Ihre Werke* ist ein protestantischer Arbeitgeber *ein ganz anderer Mensch geworden*; Vorlesen *des Abends* bessert *in den einsamen Dolomiten* die Menschen; dem Ehegatten haben *der Tod Winnetous und das Ave Maria* geholfen; seit wir *Ihre Werke gelesen haben, sind wir keine Sozialdemokraten mehr* (18). Die *Wirkungen meiner einfachen Erzählungen*, so bezeichnender-, nämlich ehrlicherweise Mays Worte, haben also durchaus nichts mit Identifikation zu tun, durchaus nichts mit eigenem Erleben, sondern sind Folgen der literarischen Produktion, die durchaus Fiktion sein kann. Nur einmal in den insgesamt acht angeführten Beispielen geht ein Briefschreiber von Identifikation aus, da er vermeint, *durch Ihre Gespräche mit Marah Durimeh und Old Wabble gerettet worden* zu sein (18) – wie alle vorherigen Identifikationen ist sie also auch von außen herangetragen und überdies könnten *Ihre Gespräche* auch die ›von Ihnen so schön erdichteten Gespräche‹ sein.

---

8 Gerhard Klußmeier: Karl May und Deutscher Hausschatz (I). Bibliografische Dokumente aus 30 Jahren. In: M-KMG 16/1973, S. 17–20 (19).

9 Wie Anm. 5, S. 280a (142).

In der Beschreibung seiner Arbeitsweise ist May von einer Identifikation ebenfalls weit entfernt, und zwar gleich eingangs: *Ich lasse das Herz sprechen und schreiben und bin stets der Meinung gewesen, daß das, was aus dem Herzen kommt, viel klüger ist als das, was der spitzfindige Verstand erst auszuklügeln hat* (18). Aus *dem Herzen kommt* also das Niedergeschriebene! Und Alternative gibt es nur eine: Konstruktionen, die *der spitzfindige Verstand* eingibt – keine Reiseerlebnisse! Doch der nächste Satz scheint dem zu widersprechen: *Weil ich meist Selbsterlebtes erzähle und Selbstgesehenes beschreibe, brauche ich mir nichts auszusinnen* [...] (18). Warum aber nicht gleich? Warum nicht gleich der für einen Reiseschriftsteller selbstverständliche Satz: Jeder weiß, daß ich meine Reisen beschreibe, usw. usw.? Warum nicht der doch ganz naheliegende und bei einem Reiseschriftsteller zwingend im Vordergrund stehende Hinweis auf ein Niederschreiben aus der Erinnerung, ein Nachzeichnen von Erlebtem? Zuerst: *Ich lasse das Herz sprechen* [...]! ›Selbsterlebtes‹ und ›Selbstgesehenes‹ gehen also offenkundig durch diesen Filter. Ganz anders der Arbeitshinweis ein Jahr später in *Weihnacht*: [...] *verwandelte ich mich aus dem Westmanne in den Schriftsteller. Meine Arbeiten wurden von jeder Zeitung gern aufgenommen* [...] *diese Zeitungsbeiträge sind es, welche den Reiseerzählungen zu Grunde liegen.* (GR XXIV, 123) Im Einklang damit müßte May doch etwa sagen: Sofern ich nicht das eben Erlebte gleich nach meiner Rückkehr in zivilisierte Gegenden niederschreibe und auch dort drucken lasse, arbeite ich hier in Dresden nach der Erinnerung, sehe das im Wilden Westen oder Fernen Osten Erlebte wieder vor mir! Einem echten Reiseschriftsteller kann das doch nicht so aus der Feder fließen: *Ich lasse das Herz sprechen* [...]. *Weihnacht* aber ist eben ein Roman, die ›Freuden‹ sind es nicht! Dort wird fabuliert, hier auch dokumentiert – und die Dokumentation belegt die Arbeitsweise nicht eines Vielgereisten, sondern, richtigerweise, eines Vielgelesenen! Nahezu nur am Rande sei noch darauf hingewiesen, daß May nicht behauptet, stets ›Selbsterlebtes‹ und ›Selbstgesehenes‹ zu beschreiben, sondern eine Einschränkung beisetzt: ›meist‹! May beschreibt also auch anderes! Tatsächlich stimmt es ja so auch gar nicht, denn nicht nur selbst Erlebtes und selbst Gesehenes erzählt bzw. beschreibt May, sondern durchaus auch das Erleben anderer Personen, andere Schicksale. Und weiter: May gibt nicht an, wo er Selbsterlebtes erlebt und Selbstgesehenes gesehen hat – vielleicht *in der Heimath*? Und dazu läßt er dann *das Herz sprechen*, auf Apatschisch und Kurmangdschikurdisch? Werden ihm durch die Sprache des Herzens reale sächsische und böhmische Erzgebirgler zu Apatschen und Kurden?

Auch gemessen an seinen schriftstellerischen Intentionen gibt sich May gar nicht als Reiseschriftsteller (18f.): Er rühmt zwar, *ein Lehrer meiner Leser und Leserinnen* zu sein, aber – ganz im Gegensatz zu einem Reiseschriftsteller! – nicht etwa einer der erlebten Geographie und Zeitläufe, sondern vielmehr eines sozusagen gottgefälligen Lebens. Als Früchte seiner Reiseerzählungen führt er die schon erwähnten Beispiele eines In-sich-gehens seiner Leser an, nicht etwa, was für einen echten Reiseschriftsteller wahrscheinlich naheliegend wäre, bestandene Geographieprüfungen, erfolgreiche Reisen auf seinen Spuren oder ähnlich Nacherlebtes. Wir hören an anderer Stelle sehr wohl, daß Leser fragen *nach den Kosten, nach der Ausrüstung, wenige aber auch nach den Kenntnissen, welche dazu gehören und*

nach den Sprachen, die man vorher zu lernen hat, dies steht jedoch in einem ›Reiseroman‹ und die Fragen sind an die Romanfigur Old Shatterhand gerichtet.[10] Aber May, den Vielgelesenen, bittet nach seinem Bericht niemand um nähere Hinweise, wie man denn einen Handel in Kansas aufzuziehen habe, wie man am ungefährlichsten durchs wilde Kurdistan zu reisen vermöchte, wo man in Kairo billig und preiswert Kamele kaufen könne etc. Nein: Eine *arme, blutarme Witwe in Taus in Böhmen* bittet ihn um *eine Photographie*, denn auch sie, nachdem sie *mit Gott gehadert*, sei nun *still und zufrieden geworden* (19). Betteleibriefe über Betteleibriefe weiß er anzuführen, es geht stets ums Geld des Arrivierten, hier eines Vielgelesenen wie anderswo vielleicht eines Schauspielers, nicht um Auskünfte eines Vielgereisten. Man schreibt zwar an *Doktor May, Old Shatterhand*, will aber sozusagen nur vom ersteren etwas (19). Liest man all dieses und Mays Reaktionen, dann hat man den Eindruck, so könnte auch ein Jules Verne über seine Leser schreiben, von dem diese durchaus wissen, daß er weder 20000 Meilen unter der Meeresoberfläche oder im Ballon darüber hinfuhr und auch nicht am Mittelpunkt der Erde gewesen war.

May erhält gemäß seinen Angaben Einladungen nach *den Pußten Ungarns, der grünen Steiermark, dem herrlichen Achensee, den Schweizer Alpen, dem sonnigen Rheine und dem stillen Nordseestrande*, [...] *der Lüneburger Heide* (20f.) – alles Orte, die, Ungarns Pußta ausgenommen, May als Sommerfrischler oder Rheinweineinkäufer tatsächlich besuchte. Warum eigentlich soll man einen Reiseschriftsteller, der die Strapazen des Far West und zahlreicher anderer Weltgegenden ohne Müdigkeit überlebt, nach überstandener Pest Arabien und den ganzen Balkan durchquert hat, so billig zum Verschnaufen einladen? Warum wohl? May gibt Antwort: Es ist die *Kunde von meiner mehrmaligen schweren Erkrankung*, welche die Retter, merkwürdigerweise besonders aus Österreich-Ungarn, selbstverständlich aus dem Deutschen Reiche und nur vereinzelt aus dem Urlaubsparadies Schweiz, zum Einladen bewegt. Kein Lord Lindsay, kein Sir John bietet geruhsame schottische Hochmoore an, kein Missouri-Deutscher seine beschauliche Farm, kein Haddedihn-Scheik schickt Briefe: Dies geschieht nur im Roman (*Im Reiche des silbernen Löwen I* [GR XXVI], 270ff.). Die ›realen‹ Einladungen der ›Freuden‹ kommen bloß aus dem deutschsprachigen Mitteleuropa, eben aus der Lesergemeinde des Vielgelesenen, nicht von den Weltenbummlergefährten eines Vielgereisten. Dieselben Grenzen offenbart die *liebe, selige Weihnachtszeit* (18): Sie bringt nämlich unter anderem Wein vom Karst und aus Deidesheim, Käse aus der Schweiz, Tee aus Norddeutschland (*an der Leda*), Marzipan aus Hamburg, Schinken aus Westfalen, Bier aus Bayern und Böhmen, Butter aus Holstein, Kanzleitinte vom Bodensee – keinen Scotch von Sir David, keinen Bourbon aus Missouri, keine Datteln von Scheik Halef, nichts von den Latréaumonts und Galingrés – von den Freunden des Reiseschriftstellers in fernen Zonen kommen keinerlei Geschenke! Nahezu penibel halten die Geschenke die Grenzen Mitteleuropas im weiteren Sinne ein, denn es kommt zwar *Kaviar von der russischen Grenze*, aber kein Wodka aus dem Inneren

10 Karl May: *Winnetou I* (GR VII), S. 317; Dank an Walther Ilmer für den Hinweis.

des Zarenreiches! Mit den Einladungen will man May übrigens vom *nervösen Jagen und Hasten der Welt* (20) sich erholen lassen – nicht vom ›Hasten durch die Welt‹! Abermals: Eingeladen wird ein vom Schreiben und Fahnenlesen, vielleicht von Verlagsverhandlungen erschöpfter Vielgelesener, kein von Wüstenritten und Andenüberquerungen strapazierter Vielgereister!

Wir können also zweierlei zwischenresümieren: Erstens erfolgt, falls überhaupt, Identifikation durch die Konsumenten der Werke des Vielgelesenen und nicht durch ihn selbst. May hält dies übrigens auch ausdrücklich fest, und zwar just im identitätsnahen ›Satan‹-Roman: *»Und nennst dich Old Shatterhand?« – »Nicht ich nenne mich so, sondern berühmte weiße und rote Krieger* [...]*«*! (GR XX, 222)[11]

Zweitens ist das Bild, das May uns in den ›Freuden‹ vermittelt, durchaus nicht das eines Reiseschriftstellers ausnahmsweise daheim, sondern eines stets daheim schriftstellernden Reiseromanciers, der ja ausdrücklich bis 1896 ›Reiseromane‹ schreibt und mit Humor sieht, daß ihn seine Leser über einen Vielgelesenen hinaus für einen Vielgereisten halten. Es stimmt schon: May „selbst wahrte die Distanz des Beobachters, der die Kindereien seiner Verehrer erduldet, aber nicht mitmacht", so Hans Wollschläger, der für diesen Unterschied die Formel vom „Kontrast zwischen Realität und Leseranspruch" verwendet[12] – freilich sei zum „nicht mitmacht" ergänzt: jedenfalls nicht aktiv.

4. ›Meine Reisen‹ – ›meine Lehrer‹

Allerdings gibt es da im ›Hausschatz‹ von 1896 auch andere Sätze! *»Sie sind Mr. Kara Ben Nemsi Effendi, nicht wahr, Sir?« – »Ja«* antwortet May (6). Der Besucher kennt auch David Lindsay und May weiß, dieser *ist nach Australien gegangen*, was *in allen größeren Zeitungen zu lesen war*, und zwar über Lindsays Kamelritt quer durch den Kontinent, wobei er *sehr ansehnliche Kohlenfelder entdeckt* habe. Der Besucher, ein Herr Kraft, weiß gleichfalls davon, denn er hat Lindsay in England besucht. Und einen Brief bringt er von diesem mit, *zwanzig engbeschriebene Seiten* lang (6). Herr Kraft bestätigt also als Zeuge und mit schriftlichem Beweis die Existenz des Sir David, dessen Freundschaft mit May und ferner, daß dieser Kara Ben Nemsi ist, was May überdies bejaht. Auch wenn May *meine Reisen* erwähnt (17), so klingt das nach Identifikation, speziell durch die Behauptung, er habe sich seine Sprachkenntnisse trotz *Fleischer und Wüstenfeld, die berühmten Orientalisten,* [...] *doch erst an Ort und Stelle geholt* (18). Schließlich und Mays Ausführungen abschließend ist da Winnetou, der *in meinen Armen die Augen schloß*, und zwar bei den *Klängen* von Mays Ave Maria, wie er es *noch heute* [...] *in den Ohren* hat (21) und dessen bislang fehlende Strophen er anschließend nachträgt: Sie, nun an der Elbe beendet, wären somit am Metsur-Fluß zu hören gewesen! Das alles ist doch Identifikation?

---

11 Ähnlich schon in *Deadly dust* bzw. *Winnetou III* (GR IX), S. 40.

12 Hans Wollschläger: Die Befreiung von der Weitschweifigkeit. Karl Mays ›Freuden und Leiden‹ im Wandel der Textgeschichte. In: ders.: Karl May. Dresden 1990, S. 383, 384.

Allerdings vermitteln auch diese Ausführungen durchaus nicht den Eindruck bzw. das Gefühl, es spräche hier ein tatsächlich Vielgereister über Reflexionen echter Reisen. Der bloße Hinweis auf *meine Reisen* ist vage und daher nichtssagend.

Aber *meine Lehrer* Fleischer und Wüstenfeld? May sagt doch damit, daß er von ihnen persönlich unterwiesen worden sei, so wie etwa zu Altchemnitz die Schüler vor dem Lehrer May saßen! Nicht unbedingt: Wenn ich behaupte, daß beispielsweise Roxin, der berühmte Strafrechtler, ›mein Lehrer‹ gewesen sei, so bedeutet dies noch lange nicht, daß ich von ihm persönlich unterrichtet wurde, ich kann mich ›von Roxin‹ auch durch sein Lehrbuch, ohne den Autor je gesehen zu haben, belehren lassen – May muß daher durchaus nicht so verstanden werden, daß er *Fleischer und Wüstenfeld, die berühmten Orientalisten*, gehört hat, sondern er kann auch das Studium ihrer Werke meinen, zumal Ferdinand Wüstenfeld (1808–1899) im Dresden-fernen Göttingen lehrte. Und just von Heinrich Leberecht Fleischer (1794–1863), Professor im ohnedies nahen Leipzig, befinden sich zwei Titel in Mays Bibliothek![13] Aber den letzten Schliff hat May sich *doch erst an Ort und Stelle geholt*? Genauer, so seine eigenen Worte, hat er sich *den eigentlichen Fluß* dort geholt – was das wohl heißen soll? Die flüssige Rede, die Praxis? Es ist dies ein eigentümlicher, holpriger Ausdruck, gar nicht passend für einen Vielgereisten, so wie *Ort und Stelle* ein platitüdenhafter. Und tatsächlich verrät May mehr, vielleicht sogar *Ort und Stelle*. Gleich anschließend an diese Paarformel heißt es nämlich: *Wirklich in den Geist einer Sprache eindringen kann man nur als Angehöriger des Volkes, von welchem sie gesprochen wird* [...]. Das ist nun nicht unbedingt richtig, der Schriftsteller Joseph Conrad, englisch schreibend, war bekanntlich Pole, und manch gute Übersetzung ist so gut wie das Original, etwa die von Shakespeare durch Schlegel und Tieck. May könnte nun für sich reklamieren, daß er durch Blutsbrüderschaft Angehöriger eines Araber- und eines Indianerstammes, sogar dessen Häuptling, geworden sei – aber so buchstäblich-äußerlich meint May die Angehörigeneigenschaft gar nicht, denn *wer meine Erzählungen gelesen hat, der weiß, daß ich stets nach dieser, wenn auch der innern, Angehörigkeit getrachtet habe*! Innere Angehörigkeit – welch' eine Kategorie! Meint May mit *Ort und Stelle* ein Anlesen der Sprachkenntnisse aufgrund der Werke von Fleischer und Wüstenfeld (und nicht deklarierter anderer Autoren), verbunden mit einem subjektiv empfundenen Insichversenken in einen Indianer- und Araberstamm als einer ›inneren Angehörigkeit‹? Vielleicht war May der Auffassung, er sei so ›innerer Araber‹ und ›innerer Apatsche‹ geworden? Tatsächlich meinte er ja allen Ernstes – und teilte dies just in einer seiner belehrenden Jugendschriften mit[14] –, durch *Bücher und Bilder über alle Länder und Völker der Welt* lerne man *die Völker zuweilen besser*

13 Franz Kandolf/Adalbert Stütz/Max Baumann: Karl Mays Bücherei, in: KMJb 1931, S. 242. – Es fragt sich, ob May damit nicht auch eine Fährte zu seinen Quellen gelegt hat. Auch wenn er keine Werke Wüstenfelds in seiner Bibliothek hatte, kannte er einschlägige Titel vielleicht durch Ausleihen, wie etwa ›Die Chroniken der Stadt Mekka‹ (1858–1861), ›Das Leben Mohammeds‹ (1858) etc.

14 Karl May: *Die Sklavenkarawane* (HKA III.3, 1987), S. 26.

kennen als diejenigen, welche zu ihnen gehören! Weil der Old Shatterhand-Schüler Schwarz *die Berichte berühmter Löwenjäger gelesen* hatte, kannte er am Bir Aslan *daher* [!] *das Benehmen des Tieres in einer Situation wie die gegenwärtige.*[15] Mays Vertrauen in das Gedruckte und Abgebildete war bekanntlich und mangels Reisen naturgemäß groß, wohl sogar so groß, daß es sich erübrigte, am Bir Aslan gewesen und einen Löwen geschossen zu haben, um jenen zu kennen und dieses beschreiben zu können. May kann daher auch problemlos Old Shatterhand mit besseren Kenntnissen über die Gesetze des Staates Missouri ausstatten als den Sheriff in Weston – er bzw., zufolge seiner Identifikation mit Old Shatterhand gerade in *Weihnacht*, Old Shatterhand, hatte ja Friedrich Münchs Handbuch ›Der Staat Missouri‹ im Bücherschrank stehen. (GR XXIV, 263ff., insbes. 267)[16] Eine spezielle Berichts- als eine Art der damaligen Wissenschaftsgläubigkeit könnte übrigens mit erklären, daß es sodann angesichts der realen Araber auf seiner Orientreise zu dem bekannten seelischen Umschwung bis hin zum Zusammenbruch kam, im Lichte der eben vermuteten Art an Wissenschaftsgläubigkeit sozusagen zu Mays Titanic-Katastrophe. – Eine klare Antwort als tatsächlicher Reiseschriftsteller gibt May jedenfalls auch in der Sprachenfrage nicht. Er sagt beispielsweise nichts etwa in dem Sinne: Meine Schul-Englischkenntnisse waren zwar gut, an Ort und Stelle fing ich damit aber wenig an und lernte erst allmählich die dort übliche Umgangssprache: Daher vermeinte ich als Hauslehrer-Greenhorn in St. Louis noch vom *farewell-feast* (GR VII, 28) zu hören, das erst spätere Bearbeiter in „farewell-party" änderten. Das natürlich hätte er so mangels entsprechend erlebter Realität auch gar nicht schreiben, vielleicht jedoch nachempfinden, erfinden können. Tatsächlich geschieht aber nicht einmal dies! Vielmehr läßt May auch hier durch die Verquickung von ›Ort und Stelle‹ mit ›der inneren Angehörigkeit‹ zumindest ein Türchen für Deutungen offen.

5. Westmann Kraft und Robert Kraft

Ähnlich merkwürdig ist der Besuch von Herrn Kraft mit seiner Botschaft. Direkter oder entfernter Realitätsbezug wird dieser Szene dadurch beigemessen, daß man mindestens die Vermutung in den Raum stellt, es handle sich hier um den Abenteuerschriftsteller Robert Kraft,[17] mehrmals auch verlegt im Karl-May-Verlag, früher in der Serie ›Welt der Abenteuer‹ etwa mit ›Wir Seezigeuner‹, sodann in ›Edition Ustad‹ mit ›König König‹. Ein Besuch Krafts in der Villa Shatterhand müßte zwischen deren Ankauf 1895 und der Niederschrift der *Freuden und Leiden* 1896 angesiedelt werden, spätestens also wohl im Sommer 1896 – Kraft wäre demnach, da 1869 geboren, 27 Jahre alt gewesen. In diesem Alter kann man sehr wohl leicht per Leiter auf Balkone klettern – nur: Robert Kraft war nie, in Mays Worten, *ein Westmann oder etwas Ähnliches* (6), Nordamerika hatte er nie betreten! Krafts Englisch steht daher, so könnte man ironisch bemerken, dem Mays in nichts nach:

15 Ebd., S. 55.

16 Dies alles nach Münch: Der Staat Missouri. 1. Aufl. New York, St. Louis 1859, S. 155.

17 z. B. Christian Heermann: Winnetous Blutsbruder. Bamberg, Radebeul 2002, S. 450f.

very right statt ›very well‹, *at home*-Sein = *at home*-Kommen, die *little maid* mutiert kurioserweise zu *my plum* und der Brief ist ein *paper*. Auch war Kraft durchaus kein *Kerl mit einem stark ausgeprägten, pfiffigen Vogelgesicht*, ihn zierte durchaus kein *dünner Vollbart, zwischen dessen Haaren die Haut zu sehen ist.* Vielmehr zeigt just das Portrait in der ›Vorschau Herbst 1997‹ des Karl-May-Verlags ein ausdrucksvolles Gesicht mit breiter Stirne, dessen untere Hälfte ein dichter Vollbart bedeckt, Krafts Brautbild einen jungen Mann mit einem nahezu auffallend buschig-starken und breiten Knebelbart, der sein Kinn gänzlich verhüllt, ein älteres Foto Kraft in der Uniform der Kaiserlichen Kriegsmarine, und zwar glatt rasiert mit breitem Kinn und energischen Gesichtszügen.[18]

Konnte May überhaupt Kraft schon 1896 gekannt haben? Dieser war nämlich gerade 1896 von London, wo er seit 1894 gelebt hatte, in seinen Geburtsort Leipzig zurückgekehrt. Erst im Vorjahr, 1895, begannen seine Werke zu erscheinen, wie vor allem ›Die Vestalinnen oder eine Reise um die Erde: Abenteuer zu Wasser und zu Lande‹, sodann ›Die Fremde aus Indien‹, und gar erst ab 1896 erschien ›Vier Frauen und nur ein Mann‹ – und all dies als Lieferungsromane bei Münchmeyer.[19] Kein einziger dieser Lieferungsromane konnte Kraft als *Westmann oder etwas Ähnliches* ausweisen und schon gar nicht die 1895 erschienenen Erzählungen ›Fünf Wochen in der Heilsarmee‹, ›Guten Morgen Vielliebchen‹ sowie ›Santa Madonna: Einem englischen Detektiv nacherzählt‹.[20] Ob May sogleich 1896 diese druckfrischen, literarischen Produkte – alle – kannte? Zu denken gibt natürlich der Münchmeyer-Verlag. Begegnete May seinem Kollegen Kraft bei Münchmeyer? Eine Anekdote will dies wissen – aber erst für die Jahre 1905/1906.[21] Für 1896 aber müssen wir bedenken, daß May schon „1887 die Kolportage hinter sich gelassen hatte".[22] Es ist nahezu mit Sicherheit auszuschließen, daß May den erst 1896 nach Sachsen zurückgekehrten Kraft schon in diesem Jahr gesehen hatte, natürlich vor der Niederschrift der ›Freuden‹, also in der ersten Jahreshälfte, so daß er sich allenfalls nur über einen ihm persönlich Unbekannten äußern konnte! Aber wozu und warum abfällig? Weil er in ihm einen künftigen Konkurrenten sah? Und dies sofort nach Krafts Ankunft in Leipzig? Als May-Verleger Euchar A. Schmid 1916 vom Ableben Krafts erfuhr,[23] war dieser für ihn der „größte Geist, den ich in meinem bisherigen Leben begegnet bin": So aber wirkt Kraft in den ›Freuden‹ gar nicht! Schmids Urteil schloß zwingend May mit ein und setzte ihn hinter Kraft zurück. Übrigens verblüfft die Identität des Kraft-Titels ›Die Fremde aus Indien‹ mit dem Schmid-Titel ›Der Fremde aus Indien‹ für einen ›verbesserten‹ May-Text! Klara May hin-

18 Siegfried Augustin: Pro und contra Robert Kraft. In: ders./Axel Mittelstaedt (Hg.): Vom Lederstrumpf zum Winnetou. München 1981, S. 139, 141.

19 Walter Henle: Robert Kraft und sein Werk. In: ebd., S. 144f.

20 Augustin, wie Anm. 18, S. 137ff.

21 Karl May und Robert Kraft (nach Steinbrink). In: Augustin/Mittelstaedt, wie Anm. 18, S. 186.

22 Heermann, wie Anm. 17, S. 450, zu Kraft als der ›zweite Karl May‹.

23 Zum Folgenden Augustin, wie Anm. 18, S. 140.

gegen hatte sich über den verstorbenen Kraft ganz abfällig geäußert, bei Lektüre eines seiner Werke habe sie „Abscheu empfunden": Von einer persönlichen Begegnung oder einer Bekanntschaft mit ihrem Karl ist keine Rede, nur von Lektüre. Mit dem Besucher Kraft beschreibt May wohl sicherlich nicht Robert Kraft, dieser Anhauch eines Realitätsbezuges verdampft in der kalten Luft der Realität.

Übrigens existiert eine gewisse Parallele zu dieser aufgrund einer Namensgleichheit lediglich vermeintlichen Beschreibung eines Schriftstellerkollegens. Es ist dies Franza von Stauffen im *Weg zum Glück.*[24] Für unsere Parallele ist Folgendes von Bedeutung: Bei May ist Franza von Stauffen eine Person, die sich völlig irrig für eine Schriftstellerin hält und *ein schreckliches Individuum als Sujet zu meinem neuen Romane* sucht, der den Titel haben soll *›Der Schauder–, Schucker–, Schreckenskönig oder der Waldteufel in der Gebirgshölle‹.* Auf der Suche nach einem ›echten‹ Vorbild stieß Ralf Harder[25] auf „Fr. Staufen", nämlich das Pseudonym für die österreichische Schriftstellerin Franziska von Fritsch. Die Parallele zu dem Schriftstellerkollegen Kraft der ›Freuden‹ besteht nun einerseits in der – sagen wir trotz ›von Stauffen‹ zu ›Staufen‹ – Namensgleichheit, andererseits im so ganz anderen Werk der hier wie dort miteinander verglichenen Schriftsteller. Während May mit seiner von Stauffen eine Art Schundschriftstellerin karrikiert, war Staufen/von Fritsch eine Autorin gänzlich anderer Art.[26] Ihr Bühnenstück ›Die Sprachreiniger‹ ist ein ›Schwank in drei Aufzügen‹ („als Manuskript gedruckt": Leipzig 1892), im Gegensatz dazu ›Heli‹, ein ›Trauerspiel in fünf Aufzügen‹ („den Bühnen gegenüber Manuscript": München 1882) und spielt in „Palästina, nahe der Stadt Silo" um „1000 Jahre vor Christus". Unter dem in Bezug auf Mays Franza von Stauffen auffallenden Pseudonym ›Fr. Staufen‹ erschien ›Weihnachts-Feste. Eine Erzählung für Deutschgesinnte‹ (Leipzig 1861). Sie ist „dem Herrn Adalbert Stifter, der seine Muse nur dem Schönen und Sittlichen geweiht, durch seine Schriften die edelsten Gefühle erweckt, die zartesten Reize landschaftlicher Natur enthüllt, aus vollster Hochachtung gewidmet – von dem Verfasser"! Das Pseudonym will also einen männlichen Autor suggerieren und damit keine Franza von Stauffen! Und es ist auch dieses Werk natürlich durchaus kein ›Blut-Knochen-Stück‹, erschienen war es übrigens auf Anraten Stifters, was die Widmung erklärt. Gerade mit diesem F.-Staufen-Stück sind wir in einem ganz anderen als dem Blut-Knochen-Milieu von Mays Franza von Stauffen: Sie mit Franziska von Fritsch zu identifizieren und wie Harder zu meinen, Mays Franza „ist real und hat tatsächlich gelebt", ist wohl ebenso verfehlt wie die Identifikation von Mays Kraft mit dem realen Kraft.

---

24 Zum Folgenden: Wilhelm Brauneder: Die ›Leben-Werk-Assoziationen‹, Husum 1999 (SoKMG 121), S. 22, 34. – Karl May: *Der Weg zum Glück.* Dresden 1886/87. Reprint Hildesheim, New York 1971, Band 1, S. 56.

25 Ralf Harder: Stellungnahme zum Sonderheft Nr. 221/1999. In: M-KMG 123/2000, S. 71.

26 Sophie Pataky (Hg.): Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographieen der Lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme. Berlin 1898, S. 238.

An Mays Szenario des Kraft-Auftrittes ist aber noch Wesentlicheres höchst merkwürdig. Warum spricht *ein Westmann oder etwas Ähnliches* Old Shatterhand, den dieser *Westmann oder etwas Ähnliches* doch kennen müßte, nicht mit einem westmännischen ›Mister Shatterhand‹, sondern dem orientalischen ›Kara Ben Nemsi‹ und außerdem entgegen US-egalitären Gepflogenheiten mit dem Titel ›Effendi‹ an? Vor allem: Wieso kann der doch so scharfsichtige Old Shatterhand einen Berufskollegen aus Nordamerika nicht sogleich als solchen verifizieren oder falsifizieren und sagt *Westmann oder etwas Ähnliches*? Dazu stellt sich natürlich die Frage, was denn bloß ›etwas Ähnliches‹ von einem ›Westmann‹ sei? May gibt ja damit eigentlich zu, daß er einen vielleicht echten Westmann von einem möglicherweise bloß ähnlichen nicht zu unterscheiden vermag! Oder will er sagen, Kraft entspräche so gar nicht einem echten Westmann, gäbe sich nur als solcher aus, da er einem solchen bestenfalls ähnlich sieht? Beides ist für einen May, der Old Shatterhand sein bzw. dies seinen Lesern gegenüber vorgeben will, höchst merkwürdig!

Aber: May gibt doch vor, daß Kraft und er einen gemeinsamen Bekannten haben, nämlich David Lindsay, von dem Kraft sogar einen Brief an May/Kara Ben Nemsi Effendi mitbringt! Zudem vereinigt sie das Wissen darüber, daß Lindsay Australien auf Kamelen durchquert hat! Jedoch ist auch hier vieles merkwürdig: Dazu zählt einmal, wenngleich nicht gar so wichtig, der durch Kraft von Lindsay übermittelte Brief; zweitens, schon etwas gewichtiger, die anonymen *größeren Zeitungen* mit Berichten über den Australier Lindsay; schließlich, und zwar sehr gewichtig, der Australienreisende Lindsay selbst.

Was die Rolle von Kraft als Briefträger Lindsays anlangt, so stellt sich die Frage, warum dieser *zwanzig engbeschriebene Seiten* nicht per Post nach Dresden aufgibt, sondern einem Herrn Kraft anvertraut, der gar keine Eile hat, diese Sendung May zu überbringen, denn er hatte sich ja schon *vor einigen Monaten* [...] *auf nach Deutschland* gemacht, war also durchaus nicht stracks nach Dresden gekommen, um Lindsays Brief zu übergeben. Eine Erklärung scheint die zu sein, daß Kraft *während dieser Überlandreise* Lindsays quer durch Australien *bei ihm gewesen* war – da gab es natürlich weit und breit keine Postkästen. Kraft war aber *später noch längere Zeit bei ihm geblieben.* Und ebenso der Brief? Vielleicht schrieb ihn Lindsay erst später? Aber auch dann lag er bei Kraft herum, der ja erst nach *einigen Monaten* nach Deutschland abreiste (6). Briefträger Kraft liefert jedenfalls Lindsays Schreiben erst nach *einigen Monaten* bei May ab. Und dieser findet nichts dabei, es ist offenbar alles nicht gar so wichtig bzw. nicht gar so genau zu nehmen.

Dies trifft auch auf die Nennung der *größeren Zeitungen* zu. Daß David Lindsay seine *sehr schwierige Expedition* [...] *zum glücklichen Ende gebracht und dabei nicht nur Gold-, sondern auch* [...] *sehr ansehnliche Kohlenfelder entdeckt* habe, sei *in allen größeren Zeitungen zu lesen* gewesen. In welchen aber denn bloß, warum nennt May sie nicht? Ein Jahr später, 1897, wird er in *Weihnacht* genau – und zufolge seiner Vorlage auch richtig – den in St. Louis erscheinenden ›Anzeiger des

Westens‹ beschreiben.[27] Schon im *Scout* war jene Zeitung von New Orleans genannt worden, in welcher Ohlert jun. sein Gedicht veröffentlichte: die ›Deutsche Zeitung‹, und zwar zweimal (GR VIII, 31, 34). Konkret in einem ›Morning Herald‹ sind die dem Juwelier Marshal geraubten Gegenstände beschrieben, das Blatt zählt zu den *größeren Zeitungen Europas und Amerikas* (GR IX, 117). Zu den ebenfalls ›größeren Zeitungen‹, nun Deutschlands oder zumindest Sachsens, hören wir aber im Gegensatz zu jenen konkreten Zeitungsangaben in Romanen Mays nichts! Auch die Karl-May-Forschung hat sich dazu ausgeschwiegen, aber Mays Worte und damit die Zeitungsartikel für bare Münze genommen.

6. David Lindsay / Australien – Sir David / England

Und überhaupt dieser David Lindsay! Der Name steht bei May erstmals 1881 für einen erlebnishungrigen Weltenbummler, der zwar Ausgrabungsgegenstände und Abenteuererinnerungen mit nach Hause bringen möchte, aber nicht etwa um der Wissenschaft und Forschung, sondern seines Images und des Klublebens willen.[28] Kurz darauf, 1882/83 etwa, benennt May im *Waldröschen* einen britischen Offizier und Diplomaten mit Henry Lindsay, irrtümlich einmal sogar mit David Lindsay. Der ›echte‹ Träger letzteren Namens nimmt später, 1898, im ›Silberlöwen III‹ sogar etwas vom Flair seines Namensvetters Henry auf. In keiner Weise handelt es sich somit bei den beiden Lindsay-Gestalten der frühen achtziger Jahre um ernsthafte Forschungsreisende, und auch der älter gewordene Sir David des ›Silberlöwen‹ entwickelte sich – trotz des mit ihm angeblich identischen Entdeckers David Lindsay der voraufgegangenen ›Freuden‹ – zu keinem wissenschaftliche Erkenntnisse oder wirtschaftsfördernde Energieträger suchenden Forscher. Dennoch: Bis heute steht in ›Ich‹[29] zu lesen, daß der „Australienreisende" David Lindsay, obwohl zugegebenermaßen „kein Lord", und Mays „›Master Fowlingbull‹ eine und dieselbe Person seien" – Beleg: einzig und ausdrücklich die „Äußerung Karl Mays in der Kurzgeschichte ›Freuden und Leiden eines Vielgelesenen‹ (in Bd. 79 der Ges. Werke)". In den Vorauflagen[30] sind die Formulierungen völlig identisch, nur hieß es „Kurzgeschichte ›Old Shatterhand a. D.‹", die, was noch zu erwähnen ist, eine ganz andere, nämlich bearbeitete Lindsay-Story enthielt! Der nun auch in Band 79 der ›Gesammelten Werke‹ aufgenommene Originaltext mit der originalen und wesentlich subtileren Lindsay-Geschichte bewog also zu keiner subtileren Interpretation!

Den Australienforscher David Lindsay gab es bekanntlich tatsächlich, er besitzt hervorragende Verdienste um die Erschließung Australiens.[31] Im Zusammenhang

---

27 GR XXIV, S. 298. Vorlage: Münch, wie Anm. 16, S. 167.

28 Zu Mays Lindsay-Gestalten: Bernhard Kosciuszko (Hg.), Großes Karl-May-Figurenlexikon. Paderborn 1991, 379ff.

29 „Ich". Karl Mays Leben und Werk. Hg. von Lothar Schmid (Karl May's Gesammelte Werke Bd. 34). Bamberg 355. Tsd./40. Aufl., 2000, 396f.

30 z. B. ebd., 310.Tsd., S. 383.

31 Lexikalisch am ausführlichsten: Suzanne Edgar: David Lindsay. In: Bede Nairn/ Geoffrey Serle (Hg.): Australian Dictionary of Biography IX. Melbourne University

mit Mays Hinweisen auf eine Kameldurchquerung Australiens und die Entdeckung von Gold- und Kohlefelder sei davon bloß folgendes erwähnt: Lindsay unternahm 1884 eine erwähnenswerte Expedition auf Kamelen von Hergott Springs an den Golf von Carpentaria, 1886/87 berichtete er von beachtlichen Goldvorkommen in Minen nächst Port Darwin, 1891 entdeckte er auf einer Kamelexpedition die Goldfelder von Coolgardie, die Kameldurchquerung Australiens mißlang aber. 1893 brachte Lindsay Kamele nach Coolgardie, verkaufte sie hier mit großem Gewinn, streifte aber einen noch größeren durch seine Beteiligung am Goldgeschäft ein, 1895/96 weilte er wegen der Coolgardie-Goldminen mehrmals geschäftlich in London. Dies machte ihn vollends zum reichen Mann. Geadelt wurde er dennoch nicht, er avancierte zu keinem ›Sir David‹, auch zu keinem Schloßbesitzer auf den Britischen Inseln. Ganz im Gegenteil: bürgerlich, wenngleich ›socially prominent‹, etablierte er sich antipodisch in Adelaide/Australien, und zwar just im Jahr nach den ›Freuden‹, 1897!

Über den Australier Lindsay hatte sich May allerdings nicht erst 1896 in seinen ›Freuden‹, sondern bereits zwei Jahre zuvor in seinem berühmten Brief vom 2. November 1894 geäußert, berühmt u. a. wegen der Aufzählung der von ihm gesprochenen Sprachen – uns allerdings interessiert anderes.[32] Wie in den ›Freuden‹ beruft sich May schon hier auf Mitteilungen über Lindsay *in den Zeitungen*, erwähnt aber keine Kohlefelder, sondern *bedeutende Goldfelder*. Damit müßte die Expedition von 1891 gemeint sein, als Lindsay, wie erwähnt, Gold im späteren Coolgardie District entdeckte.

Es kann nun durchaus möglich sein, daß die David-Lindsay-Story durch deutsche Blätter ging – was war hier ja auch sonst alles über ferne Zonen zu lesen! Oder gaben deutsche Konversationslexika entsprechenden Aufschluß?[33] Die Annahme liegt nahe, May habe sein Wissen um den Australier Lindsay seinen eigenen Lexika-

---

Press, Melbourne 1986, S. 105f.; der Name Lindsay war und ist mehrfach in allgemeinen Lexika vorfindbar; ganz allgemein wird Lindsay als „family name of the earls of Crawford" in der ›Encyclopædia Britanica‹ erwähnt; Zeitgenossen Mays waren der Gründer der Grosvenor Gallery in London, Sir Coutts Lindsay (1824–1913), jünger der Altphilologe Sir (erst seit 1926) Ronald Charles Lindsay (geb. 1877) – der einzige Sir David Lindsay, ein schottischer Dichter und Diplomat, war schon 1555 gestorben. Ein interessanter Zeitgenosse Mays war schließlich ein Lord Lindsay (1812–1880), der aber seit 1869 von seinem Vater den Titel eines (25.) Earl of Crawford and Balearres trug und auch unter diesem als Forschungsreisender bekannt war; ein Schloß bei Aberdeen sowie eine Bibliothek mit arabischen und persischen Manuskripten rükken ihn ein wenig in die Nähe von Sir David, als dieser aber 1881 das Licht der literarischen Welt erblickte, wurde just die Leiche des 25. Earl of Crawford gestohlen: vgl. auch Walther Ilmer: „Schweigt oder bringt einen Fact!" In: M-KMG 100/1994, S. 27! May hatte von dessen Existenz wohl keine Ahnung, und wegen des eben erwähnten Todes hätte er ihn auch so gar nicht als ›echte Romanfigur‹ verwenden dürfen.

32 Ilmer, wie Anm. 31; Viktor Böhm: Karl May und das Geheimnis seines Erfolges, 1. Aufl. Wien 1955, S. 198f. bzw. 2. Aufl. Gütersloh 1979, S. 218f.

33 Ilmer, wie Anm. 31, S. 26f.

Exemplaren entnommen, nämlich der 5. Auflage von Meyers Konversations-Lexikon (1894ff.) oder der 13. Auflage des Brockhaus (schon 1882ff.) oder der 7. Auflage von Pierers Konversations-Lexikon (1888ff.). Tatsächlich enthält die 5. Auflage von Meyers Konversations-Lexikon in Band 11 eine Notiz über den Australienforscher – nur: Von irgendwelchen Bodenschätzen ist hier überhaupt keine Rede, auch nichts von einer Durchquerung des Kontinents, ja sogar vom Gegenteil, nämlich, daß die Expedition von 1891/92 diesen „ihren Hauptzweck [...] verfehlte"! Dazu kommt vor allem der Umstand, daß dieser Band erst nach Mays Brief von 1894, nämlich 1896, erschien, so daß es weiter fraglich ist, ob er ihn denn bei der Abfassung seiner ›Freuden‹ spätestens zur Jahresmitte 1896 schon kennen konnte. Mays Brockhaus-Ausgabe ist über unseren Lindsay überhaupt nichts zu entnehmen, ihn findet man in einem Brockhaus-Produkt erst 1932 im 11. Band der 15. Auflage des ›Großen Brockhaus‹.[34] Auch Mays ›Pierer‹ gibt über den Australier Lindsay keine Auskunft.[35]

Mays Lindsay-Beschreibung ist also in Mays Lexika nicht enthalten. Seine Mitteilung über einen Lindsay im Zusammenhang mit Goldfeldern von Ende 1894 stimmt mit seinen Konversations-Lexika nicht überein und jene von 1896 nur partiell – falls er seinen Meyer, wie gesagt, da überhaupt schon zur Hand hatte. Als Quelle für Mays Lindsay-Mitteilungen von 1894 bleiben tatsächlich ausschließlich und für jene von 1896 jedenfalls teilweise deutsche Zeitungen!

Aber: Wer nun vielleicht ein Viellesender nicht nur des Vielgelesenen war, sondern auch der ›größeren Zeitungen‹ oder – ab 1896 – neugierig bewandert im Nachschlagen in Konversationslexika, mußte sich sagen: Da stimmt doch etwas nicht! Dem aufmerksamen Leser konnte ja unmöglich verborgen bleiben, daß der vielleicht in ›größeren Zeitungen‹ der Jahre 1893/94 gefeierte David Lindsay erstens kein Sir David Lindsay war, zweitens kein Brite und drittens – was wohl nur versierten Lesern auffiel – an Altersjahren zu Mays Sir David gar nicht paßte. Eine sehr ungefähre Altersangabe für Mays Sir David läßt sich gut aus dem ›Silberlöwen‹ erschließen.[36] Hier tritt Sir Davids Vetter Bill auf, er ist General und in diplomatischer Mission unterwegs, also wohl nicht jünger als 40 Jahre, wohl eher älter. Mit Sir David spricht er wie mit einem Gleichaltrigen, dieser nennt ihn ›Vetter‹, nicht etwa ›Onkel‹, was die Gleichaltrigkeit wahrscheinlich macht. Zur Zeit der ›Freuden‹ hätte Sir David dieses Alter schon lange hinter sich gelassen. Der Australier David Lindsay aber steht, 1856 geboren, zur Zeit der ›Freuden‹, 1896, erst im 41. Lebensjahr. Setzt man die Handlungszeit des ›Silberlöwen‹ etwa zehn Jahre zuvor an, so paßt das Alter nie und nimmer zu Mays Sir David. Aber es gibt einen noch schlagenderen Altersvergleich, auf den schon Walther Ilmer hingewiesen hat.[37] Der Australier Lindsay ist fünfzehn Jahre jünger als May/Kara Ben Nemsi;

---

34 Zu den Lexika freundliche Auskunft des Brockhaus-Verlages zu Mannheim: herzlichen Dank!

35 Pierers Konversations-Lexikon VIII, 7. Aufl. Stuttgart 1891, S. 1439.

36 Karl May: *Im Reiche des silbernen Löwen III* (GR XXVIII), S. 59ff.

37 Ilmer, wie Anm. 31.

dieser aber spricht mit ›seinem‹ Sir David doch immer wie mit einem an Jahren älteren Gefährten, den May im ›Silberlöwen III‹ zu Kara Ben Nemsi sagen läßt, dessen Herz sei *viel jünger als meins* (GR XXVIII, 19), also sogar ›viel jünger‹ als Lindsays Herz!

Übrigens kann der Australier Lindsay May zu seinem Sir David nicht einmal inspiriert haben.[38] Als nämlich May 1881/82 seinen Master Fowlingbull kreierte, war der Australier Lindsay selbst in Australien noch unbekannt: 1881 hatte er geheiratet, seine erste Expedition unternahm er 1883.[39] Mays Lindsay erinnert aber an eine andere Person, eine Romanfigur freilich, nämlich an Jules Vernes schon 1873, also lange vor Sir David, geschaffenen Phileas Fogg: Auch er ist „Mitglied eines vornehmen Londoner Clubs", und gerade diese Clubmitgliedschaft bewegt zu seiner Reise um die Erde in 80 Tagen. Clubmitgliedschaft und Reiseabenteuer sind ebenso romanhaft verbunden wie bei Master Fowlingbull, wobei eine Parallele besonders auffällt: So wie Phileas Fogg sich seinem Klub zu der bekannten 80-Tage-Reise verpflichtet, tut Sir David dies bezüglich einer 8000-Meilen-Reise.[40]

Aber mit all dem noch nicht genug zum Thema Lindsay! Das Merkwürdige an Mays Bericht als Vielgelesener ist ja folgendes: Mit seinem Hinweis auf den Australier Lindsay der *größeren Zeitungen* stößt er seine Lesergemeinde buchstäblich darauf, daß sein älterer, immens reicher britisch-adeliger Sir David eben nicht mit diesem jüngeren, erst allmählich wohlhabenden australisch-bürgerlichen Davy identisch sein kann! May enttarnt also jemanden, der Identität der beiden Lindsays behauptet, als Schwindler. Gerade diese Behauptung hatte aber May im erwähnten Brief vom 2. November 1894 aufgestellt, bis zu dessen erstmaliger Publikation in der ›Frankfurter Zeitung‹ am 1. April 1937 ruhte sie begraben in irgendeiner Schublade. Möglicherweise kam May dieser Fehler mittlerweile doch zu Bewußtsein und es galt, ihn von sich abzuschieben. Wie auch immer: Vorerst scheint May in der Kraft-Szene selbst der Schwindler zu sein, denn den von Kraft genannten David Lindsay identifiziert er sogleich mit dem Australienforscher und läßt Kraft nicht widersprechen. Aber eben das müßte Kraft, denn er überbringt ja einen Brief von Mays Sir David und nicht von diesem Mr. Lindsay! Zum Schwindler wird daher in unserem Fall nicht May, sondern der ohnedies schon merkwürdige Herr Kraft! So hat diese Kraft-Szene etwas vielfältig Unwirkliches, gekünstelt Erfundenes an sich, ist so fernab einer halbwegs normalen Identifikation, daß man nahezu an eine Persiflage denken könnte. Mays Erstaunen über *einen Brief von meinem alten Lindsay?* klingt fast wie Verwunderung darüber, daß es diesen tatsächlich geben soll; oder: Daß jemand die Existenz Sir Davids annimmt und einen Brief dieses – wie May wohl bewußt ist: gar nicht existierenden – Sir David vortäuscht, dies verwundert oder amüsiert May, wohl mehr aber noch, daß der von ihm – listiger-

38 Weder Identität noch Inspiration nahm bereits 1937 Franz Kandolf an. Vgl. ders.: Sir David Lindsay und Krüger Bei. In: KMJb 1979, S. 41ff. (zur Abfassung schon 1937: ebd., S. 7).

39 Edgar, wie Anm. 31.

40 Karl May: *Der Schut* (GR VI), S. 541.

weise – behaupteten Identität des Australienforschers mit Sir David nicht sogleich widersprochen wird, zumal Kraft sogar vorgibt, bei jenem in Australien gewesen zu sein. Erst mit diesem mangelnden Protest stellt May Kraft als Schwindler und identitätsgläubigen Leser als belächelnswert hin.

Diese Lindsay-Geschichte fehlte übrigens in der Bearbeitung ›Old Shatterhand a. D.‹.[41] Wollte man sie dem aufmerksamen Leser aus den genannten Gründen nicht zumuten? Jedenfalls schwächte man beträchtlich ab und ließ nur eine vage und überdies erfundene Spur zurück: May wolle einen der vielen Bittsteller, nämlich einen Anbieter alter Bücher, nicht enttäuschen, „und da fällt mir mein Freund Lindsay ein", der ja „ein Liebhaber von ›Alterthümern‹ ist", aber – und jetzt nähern wir uns wieder dem Original der ›Freuden‹ – „sich gegenwärtig auf einer Entdekkungsreise in Australien befindet".[42]

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Erwin Müller

Die Fundstelle (16)

Ist es bloße Unkenntnis, krasse Ignoranz oder eine Summe von Vorurteilen, die den haarsträubenden Aussagen des österreichisch-ungarischen Künstlers und Ethnographen Richard Erdoes (geb. 1912) über Karl May und sein Werk zugrundeliegen? Wahrscheinlich ist es aber eine Mixtur aus allem. Der 1940 in die USA emigrierte und heute in Santa Fé (New Mexico) lebende Jude hat sich dort als Illustrator, Maler, Fotograf und Schriftsteller einen Namen gemacht. In Deutschland wurde er vor allem durch seine Publikationen über die Geschichte und Kultur der

41 Vgl. Anm. 2.

42 Ebd., S. 262: Der Bücheranbieter war vom KMV-Bearbeiter erfunden, Mays Text kennt ihn nicht. Der fiktive Altertümersammler und der reale Entdeckungsreisende Lindsay waren hier nicht unbedingt zu einer Person verschmolzen, dies aber auch nicht ganz negiert, was wohl wegen der Ausführungen in ›Ich‹ notwendig, zumindest hilfreich war; vgl. Anm. 30.

nordamerikanischen Indianer bekannt. Für sein erfolgreichstes Buch, das Erdoes zusammen mit einem Sioux-Schamanen[1] verfaßte, schrieb er noch ein Nachwort, dem das folgende Zitat entnommen ist:

„Wie die meisten europäischen Kinder war ich dazu veranlagt, in den Indianern meine Helden zu sehen. Mit meinen Spezln ging ich gern in die ›Blut-Oper‹, ein Kino in Wien, das vor allem amerikanische Western spielte. Wir feuerten die Indianer an und pfiffen die Cowboys und die Kavallerie aus. Der Grund, warum wir uns so aufführten, war ein Mann namens Karl May.

May hatte als Taschendieb und kleiner Betrüger in Sachsen angefangen, einem der kleineren Königreiche in des Kaisers Staat. Er arbeitete jedoch nicht ohne einen gewissen Stil. Er tauchte in den Geschäften und Krämerläden auf und stellte sich als Geheimagent der Kgl. Sächsischen Falschgeld-Fahndung vor. Er prüfte die Ladenkassen und entdeckte, was unvermeidlich war, ein paar gefälschte Banknoten, die er im Namen des Staates sicherstellte. Er hinterließ jedesmal unterschriebene Empfangsbestätigungen, eindrucksvolle, amtlich aussehende Dokumente, mit dem sächsischen Wappen im Titel. Da May sein Geschäft in einem sehr kleinen Landstrich ausübte – er besaß nicht einmal ein Fahrrad und mußte mit der Pferdebahn reisen –, wurde er rasch gefaßt. Der Falschgeld-Schwindel war nicht das erste Vergehen gewesen, und er wurde verurteilt, eine Anzahl von Jahren in einer unwirtlichen mittelalterlichen Gefängnisfestung zu verbringen.

Die Gefängnisbibliothek enthielt eine Anzahl von Büchern über Indianer und den Wilden Westen. Sie brachten May darauf, Groschenromane zu schreiben, die bald ein riesiger Erfolg wurden. Als May entlassen wurde, war er schon berühmt und in Maßen vermögend. Seine bevorzugte Heldenfigur war Winnetou, ein junger indianischer Häuptling von übermenschlicher Stärke und ebensolchem Mut und Adel. Winnetou hatte einen ständigen Begleiter, einen deutschen Trapper, Old Shatterhand genannt, eine Umkehrung der Lone-Ranger-Tonto-Situation. Edel war Winnetou sicherlich, anthropologisch gesehen aber ein Fehlschlag. Er war angeblich Apache, lebte der Beschreibung nach aber in dunklen, schattigen, von Seen durchsetzten Wäldern, fuhr in einem Kanu aus Birkenrinde herum oder ritt auf seinem weißen Mustang über die Prärie, um Büffel zu jagen. Er ging auf den Kriegspfad, trug einen Kriegsschmuck mit langem Federschwanz wie ein Prärieindianer, und in einem Film, den ein Weißer drehte, hatte er sogar einen Totempfahl vor seinem Wigwam stehen. Ich verehrte Winnetou kritiklos. Ich wußte nicht, daß Apachen und Birkenrindenkanus nicht zusammengehören."

Uff, dazu fällt auch dem wohlmeinendsten Kritiker nichts mehr ein!

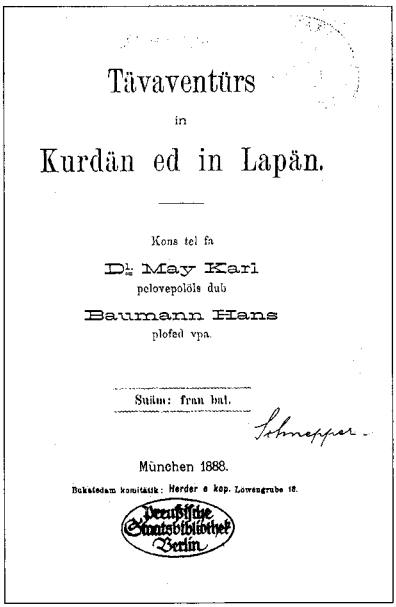
---

1 John Fire Lame Deer und Richard Erdoes: Tahca Ushte. Medizinmann der Sioux. Paul List Verlag, München 1979, S. 298–299; Lizenzausgabe: Verlagsgruppe Weltbild, Augsburg 2001, S. 300–301.

Hartmut Schmidt

Ergänzungen zu Michael Rudloffs ›Gedanken zu Karl-May-Übersetzungen‹[1]

Als Liebhaber und eifriger Sammler fremdsprachiger Karl-May-Ausgaben habe ich mit großem Interesse Michael Rudloffs Beitrag in den letzten Mitteilungen gelesen. Zur Volapükausgabe und zur griechischen Edition zwei Anmerkungen:



Tävaventürs

in

Kurdän ed in Lapän.

Kons tel fa

Dr. May Karl

pelovepolöls dub

Baumann Hans

plofed vpa.

Suäm: fran bal.

Schnepper.

München 1888.

Bukatedam komitätik: Herder e kop. Löwengrube 18.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Karl-May-Ausgabe in der Kunstsprache Volapük (Archiv: Staatsbibliothek Preußc her Kulturbesitz Berlin)

1) Die seltene Ausgabe in der Kunstsprache Volapük befindet sich nicht nur in der Bayerischen Staatsbibliothek München, sondern auch die Staatsbibliothek zu Berlin (Preußischer Kulturbesitz) besitzt diese Rarität. Den Innentitel des Buches aus der Bayerischen Staatsbibliothek München publizierte Hans-Dieter Steinmetz in seinem verdienstvollen Beitrag ›Zeitgenössische Karl-May-Übersetzungen I‹ in den M-KMG Nr. 77/1988 auf der Seite 16. In der 9. Sonderausstellung ›Karl May und der Orient‹ im Karl-May-Haus war 1994 ein Exemplar unter den Exponaten zu sehen. Und im Ausstellungsbericht[2] war der Innentitel von *Tävaventürs in Kurdän ed in Lapän* mit dem Besitzerstempel „Preußische Staatsbibliothek Berlin" abgebildet.

2) Nicht minder selten ist die griechische *Winnetou*-Ausgabe.[3] Meines Wissens existieren in Deutschland nur drei Exemplare des Buches: Im Archiv des Karl-May-Verlages, im Karl-May-Haus Hohenstein-Ernstthal und in meiner persönlichen Sammlung. Da ich anläßlich eines Griechenlandurlaubes im Juli 1996 den Band mit viel Mühe aufspüren konnte, dürften die näheren Begleitumstände nicht uninteressant sein.

Ich hatte mir vor Beginn der Reise von einem griechischen Schüler in seiner Landessprache folgenden Text auf einen Zettel schreiben lassen: „Ich suche Bücher

1 In: M-KMG 140/2004, S. 50ff.

2 Vgl. Hartmut Schmidt: Karl Mays Orient. In: Karl-May-Haus-Information 8/1995, S. 28f.

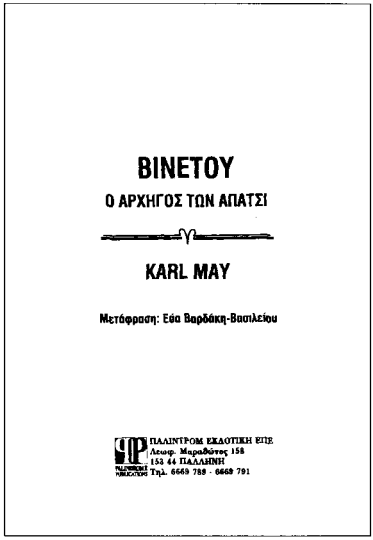
3 Vgl. Hartmut Schmidt: Winnetou auch in Griechenland. In: Karl-May-Haus-Information 10/1997, S. 52.

von Karl May in griechischer Sprache.“ Damit begab ich mich in Athen zuerst in die Staatsbibliothek und ließ mir einen Mitarbeiter kommen, der Deutsch verstand. Die griechische Ausgabe fanden wir in den Katalogen nicht, aber zu meiner Überraschung zahlreiche deutsche Titel des Karl-May-Verlages.

Nach diesem Mißerfolg begann ein Rundgang durch die Buchhandlungen Athens. Schon beim dritten Anlauf wurde ich im Eleftheroudákis, einem Bücherkaufhaus auf sechs Etagen, fündig. Im Computer des Kaufhauses war die *Winnetou*-Ausgabe aufgeführt, das Buch aber selber im Laden nicht erhältlich. Mit dem Computerausdruck in der Hand ging es weiter auf Suche. Aber überall schüttelten die Verkäufer mit dem Kopf. Endlich gelang es der Inhaberin der österreichischen Buchhandlung, die Telefonnummer des Verlages zu ermitteln. Doch auf mehrere Anrufe meldete sich dort niemand.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Pallini, einem kleinen Vorort von Athen, denn dort hatte der Verlag Palintrom seinen Sitz. Die Häuser waren nur teilweise mit Hausnummern versehen, so daß sich die Suche schwierig gestaltete. Es blieb mir nichts weiter übrig, als alle Gebäude links und rechts der einzigen Straße abzugehen – leider ohne Erfolg.

So hatte ich die Hoffnung fast aufgegeben. Am letzten Tag fuhr ich mit der U-Bahn nach Piräus und schlenderte durch den Ort. Auf meinem Rückweg zum Bahnhof lag eine kleine Buchhandlung. Dem Inhaber zeigte ich den Computerausdruck. Er blickte kurz darauf und wechselte dann mit der Verkäuferin ein paar Worte. Die Angestellte ging über eine Wendeltreppe ins Obergeschoß, und es vergingen bange Minuten. Als sie wiederkam, hielt sie das unscheinbare Bändchen in ihren Händen. Einen schöneren Abschluß des Urlaubs hätte es nicht geben können …


ΒΙΝΕΤΟΥ

Ο ΑΡΧΗΓΟΣ ΤΩΝ ΑΠΑΤΣΙ

KARL MAY

Μετάφραση: Εύα Βαρδάκη-Βασιλείου

ΠΑΛΙΝΤΡΟΜ ΕΚΔΟΤΙΚΗ ΕΠΕ
Λεωφ. Μαραθώνος 158
153 44 ΠΑΛΛΗΝΗ
Τηλ. 6669 788 - 6668 791

Titelseite der griechischen Ausgabe *Winnetou, der Häuptling der Apatschen* (Archiv Hartmut Schmidt, Berlin)

Natürlich wollte ich den halben Laden leer kaufen; aber es waren nur noch zwei Bücher vorhanden. Eines erhielt das Karl-May-Haus als Geschenk von mir, und das andere steht als Prunkstück in meiner Bibliothek.

Die Übersetzung von Eva Wardaki-Wasileiou basiert auf der Haffmanns-Ausgabe, und der genaue Titel lautet: *Winnetou, der Häuptling der Apatschen.* Im Vorwort wird Mays Lebensweg skizziert und Herman Hesses viel zitierter Ausspruch über May abgedruckt. Es schließt mit folgenden Sätzen: „Wer fähig ist, so zu schreiben, wird eines Tages unvermeidlich berühmt. Karl May ist mit 50 Jahren berühmt geworden. Und obwohl er das Leben verlassen hat, bleiben seine Geschichten unsterblich.“

Wir lasen für Sie ...

Zur Neuausgabe von Friedrich Wilhelm Hackländers ›Handel und Wandel‹

Karl Mays Schreiben speiste sich zu einem gewissen, wenn auch nicht immer leicht zu bestimmenden Teil aus dem, was er gelesen hatte. Aus der Kenntnis seiner wie derjenigen Texte, die zu seiner Zeit en vogue waren, läßt sich ein Annäherungswert bestimmen. Nicht einfach ist dies, keine Frage. Strebend muß man sich bemühen, dem Ziel näher zu kommen. Strebend heißt lesend.

In den weiteren Kreis der ›Leseaura‹ dessen, was May wahrgenommen haben könnte, gehören Romane und Erzählungen Friedrich Wilhelm Hackländers (1816–1877). Hedwig Pauler hat bereits vor Jahren in Anlehnung an einen Hinweis in Arno Schmidts ›Abend mit Goldrand‹ (1975) auf Anklänge an Hackländers ›Europäisches Sklavenleben‹ (1854) in Mays *Verlornem Sohn* (1883–85) aufmerksam gemacht (M-KMG 46/Dezember 1980, S. 19–23).

Nun ist, herausgegeben von Taro Breuer, Hackländers Roman ›Handel und Wandel‹ (1850, zuvor teilweise in Cottas ›Morgenblatt für gebildete Leser‹ 1843/44 erschienen) in einem ansprechenden Neusatz, der der antiquarisch nur sehr teuer (im dreistelligen Euro-Bereich) zu erwerbenden Bucherstausgabe folgt, wiederaufgelegt worden (mit zahlreichen Illustrationen von Arthur Langhammer aus dem Jahr 1888; Jena: IKS Garamond [2004], Hardcover mit Schutzumschlag, 398 Seiten, € 48,–). Der Herausgeber hat dem Text des Romans ein Kapitel aus Hackländers postum erschienenen Erinnerungen ›Der Roman meines Lebens‹ (1878) beigegeben, das jene Lebensphase widerspiegelt, welche die Grundlage für ›Handel und Wandel‹ bildet. Eine Bibliographie der Ausgaben des Romans dokumentiert die europäische Resonanz, die der Roman besaß, aber auch die in Deutschland, die immerhin bis 1928 reichte und auch eine Ausgabe in Reclams Universal-Bibliothek (1909) umfaßte.

Für Karl Mays Erzählkosmos besonders interessant ist in Hackländers Roman sowohl die Schilderung der Weberausbeutung im Kapitel ›Auf der Wiegkammer‹ als auch die Gestalt des ewigen Studenten ›Doktor‹ Burbus, ein Figurentypus, dem Mays blau-roter Methusalem angehört. Aber auch einzelne Züge anderer Vertreter krauser Viertelsgelehrsamkeit bei May findet man hier vorgeprägt.

›Handel und Wandel‹ ist flüssig, humorvoll und kurzweilig erzählt. Die Entwicklung des Erzählers vom Ladenschwengel zum Fabrikbesitzer wird, auch dank eines intriganten Bösewichts, nicht ohne Spannung geschildert. Kurzum: ein Lesevergnügen für alle, die den Reiz der guten Meister zweiten Ranges zwischen 1850 und 1890 zu schätzen wissen.

Rudi Schweikert

Wollschlägers May-Monographie in Neuauflage

Hans Wollschläger: Karl May: Grundriß eines gebrochenen Lebens. Wallstein-Verlag Göttingen 2004, ISBN 3-89244-740-3, Preis: 32,00 € (D), 32,90 € (A), 56,00 SFr. (Schweiz)

Haben wir diesen ›Grundriß‹ nicht längst alle im Regal? Warum also eine Neuauflage? Isoliert betrachtet, mögen diese Fragen eine gewisse Berechtigung haben, aber es geht hier nicht um irgendeine Neuauflage, es geht um ein Buch, daß seinerzeit als Initialzündung für die May-Forschung diente. Vor 40 Jahren war vieles, was Wollschläger den Lesern bot, neu, unter Umständen verwirrend und vielleicht auch ein bißchen spekulativ. Gerade deshalb macht das Wiederlesen so viel Vergnügen. Mit dem Wissen von heute ausgestattet, kann man diesen ›Grundriß‹ auf mehrerlei Weise lesen: er ist eine Art Zeitreise in die Anfänge der May-Forschung, und es ist durchaus erstaunlich, feststellen zu können, daß Spekulatives heute auf fester Basis immer noch Bestand hat; er ist aber auch aktuell in dem Sinne, daß der Autor den Anmerkungsapparat auf den neuesten Stand gebracht hat. Vieles von dem, was Wollschläger damals mühsam Archiven entlockte, ist inzwischen publiziert und ausgewertet, viel leichter zugänglich als damals und gerade darum weniger verwirrend, weil nachprüfbarer. Ergänzt wird der Band durch die Dokumentation des Vorwortes zur ersten Auflage, das seinerzeit aus Umfangsgründen ungedruckt bleiben mußte, das den meisten wohl bekannte Vorwort zur zweiten Auflage und last but not least das „Nachwort zur dritten [also aktuellen] Ausgabe".

„Bücher sind Lebensstücke", so beschreibt Wollschläger sein Verhältnis zur seinem Erstlingswerk, und man spürt in jedem Satz dieses Nachwortes, daß May für diesen Mann noch immer das ist, was er von Anbeginn war: eine Bezugsperson. Das ›Fä-

nomen May‹, wie Wollschläger es in Arno-Schmidt-Manier damals genannt hatte, existiert noch immer und Wollschläger ist längst Teil davon geworden. Der Wallstein-Verlag mag das immerhin genau andersherum sehen: das ›Fänomen May‹ ist Teil des ›Fänomens Wollschläger‹, denn der vorliegende Band ist Teil der Reihe ›Schriften in Einzelausgaben‹. In gleicher Ausstattung erschienen bereits ›„Tiere sehen dich an". Essays, Reden‹ (ISBN 3-89244-516-8) und ›Die bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem. Geschichte der Kreuzzüge‹ (ISBN 3-89244-659-8).

Fazit: Es macht Spaß, dieses Buch in die Hand zu nehmen, nicht zuletzt deshalb, weil es ein gut gemachtes Buch ist, auch im handwerklichen Sinne, eines das beim Lesen nicht auseinanderfällt, mit Abbildungen, auf denen man etwas erkennen kann.

Gudrun Keindorf

Aus dem Lager der Schmidt-Gemeinde

„Da war ich hin und weg". Arno Schmidt als prägendes Leseerlebnis. 100 Statements und Geschichten. Hg. von Rudi Schweikert. Wiesenbach: Bangert & Metzler, 2004 (Schriftenreihe der Gesellschaft der Arno-Schmidt-Leser e.V. Band 6)

„Arno Schmidt hat keine Leser, sondern *Fans*!" Das erinnert sich Ingo Kühl im hier vorgestellten Band, in einer Fernsehsendung gehört zu haben (331). Hätte jemand eine solche Aussage über Karl May gemacht, so wäre das nur allzu verständlich, und niemand würde darüber die Nase rümpfen. Aber ein Autor, der zum literarischen Establishment gerechnet wird – wenn auch als eigenbrötlerischer Außenseiter –, mit einer Fan-Gemeinde?

Die Lektüre des von Rudi Schweikert betreuten Bandes mit Arno-Schmidt-Leseerlebnissen vermag dieses Phänomen in der Tat zu bestätigen. Bekannte und weniger bekannte Zeitgenossen berichten darüber, wie sie zu Arno Schmidt kamen, warum sie von ihm fasziniert waren oder sind und, häufig genug, wie die Beschäftigung mit Arno Schmidt für sie zu einer Initiationsreise in die Literatur wurde. Schweikert hatte ihnen einen kleiner Fragenkatalog vorgelegt, den sie teils in kurzen Antworten, teils in längeren Statements, gelegentlich sogar in Ausarbeitungen von literarischer Qualität zu beantworten suchen. Herausgekommen ist ein lesens-

werter, durchaus auch kurzweilig zu genießender Band, der das Faszinosum Arno Schmidts ein wenig zu erhellen in der Lage ist.

Doch warum wird dieses Buch hier vorgestellt? Nun, man wird es bereits erraten haben: An vielen Stellen und in mannigfacher Form geistert auch Karl May durch die Texte. Arno Schmidt hat sich nicht nur in seinem höchst problematischen May-Buch ›Sitara und der Weg dorthin‹ mit Karl May auseinandergesetzt, sondern war unserem Autor in vielerlei Hinsicht verbunden und regte wohl erst zur wirklichen ›Entdeckung‹ des Mayschen Spätwerkes an. So begegnen einem auch in der May-Szene nicht unbekannte Namen: Giesbert Damaschke, Albrecht Götz von Olenhusen, Andreas Graf, Martin Lowsky, Gabriele Wolff und Hans Wollschläger, um nur einige zu nennen. Aber auch für viele andere Schmidt-Leser spielt May eine Rolle, sei es, daß sie des Heidekätners Faszination für den Autor ihrer Jugendtage nicht nachvollziehen können, sei es, daß sie über die Beschäftigung mit May überhaupt erst zu Schmidt fanden. Die Schnittmenge der Beschäftigung mit Schmidt und May macht gerade für den May-Freund eine der interessantesten Seiten dieses Buches aus.

Erstaunt wird man zudem feststellen, wie ähnlich – bei aller grundlegenden Verschiedenheit von Werk und Wirkung – die Rezeption der beiden Autoren ist. Der treffend gewählte Titel des Bandes macht es bereits deutlich: Von Arno Schmidt sind viele in ähnlicher Weise gefangen und begeistert wie von Karl May. Kein Wunder also, daß es aus der May-Gemeinde eine ähnliche Zusammenstellung von Leseerlebnissen gibt (Das gab mir Karl May. Mitglieder berichten über Leseerfahrungen. Sonderheft der KMG 66/1986). Aber mehr noch: Die Begeisterung erstreckt sich über das Werk hinaus und führt nicht selten dazu, auf den Spuren des Meisters zu wandeln – das Schmidtsche Häuschen in Bargfeld und seine Umgebung, nicht selten Schauplätze zum Werk liefernd, werden zum Mekka vieler Schmidt-Leser, auch wenn sich der Autor zu Lebzeiten ungleich May diesem Treiben meist verweigerte. Die Entschlüsselung des Werks ist ein weiteres Unterfangen, dem sich May- wie Schmidt-Anhänger mit Engagement und Ausdauer widmen. Und bei allen Unterschieden vermag der eine oder andere sogar Ähnlichkeiten im Werk der beiden zu entdecken; ein Beiträger (Ulrich von Möllendorff) erkennt beispielsweise die „Old-Shatterhand-artige Angeberei und Besserwisserei des Ich-Erzählers“ und „die wiederkehrend gleiche Anlage mancher Geschichten“ als solche – erstaunlichen – Parallelen (98f.).

Wen die vielfältigen May-Bezüge noch nicht überzeugen können, diesen liebevoll zusammengestellten Band zur Hand zu nehmen, dem sei noch ein letztes mit auf den Weg gegeben. Die Schmidt-Rezeption der meisten seiner Leser ging einher mit einer intensiven Beschäftigung mit einer Vielzahl von – oft durch Schmidts Urteil empfohlenen – Autoren der Weltliteratur. Und so werden die hier präsentierten Leseerlebnisse zugleich zu einer kleinen Einführung in die Literatur schlechthin, zu Leseempfehlungen erster Güte, ob derer man jeden wie auch immer begründeten Kanon Reich-Ranickischer oder anderer Prägung getrost vergessen kann.

Joachim Biermann

Neues um Karl May

KARL-MAY-GESELLSCHAFT. „Die KMG ist kein Werbeverein für Karl May", Interview mit Prof. Dr. Reinhold Wolff. Jenny Florstedt auf 5 S. in Karl May & Co 96/Mai 04. • **Tagung 2003 in Plauen:** Helmut Schmiedt: ›Der ämable Winnetou und die Wissenschaft‹ in ›ALG Umschau‹ 32/Juni 04.

MAY-AUSGABEN. ›Et in terra pax‹, 551 S., 10,95 EUR beim Weltbild-Verlag, Augsburg. • Der ›Allgemeine Haus-Freund‹ aus Stolpen oder Neues vom ›Reichsboten‹ – unbekannte May-Abdrucke entdeckt (IV): W. Hermesmeier und St. Schmatz in Karl May & Co 96/ Mai 04. • Karl May Für junge Leser: Edition von Kurzfassungen im KMV Bamberg. BuchJournal Bücherbox Okt. 03. • ›Im Lande des Mahdi‹ (3 Bde.), ›Old Surehand‹ (3 Bde.), ›Abenteuer-Geschichten‹: Mail:Order:Kaiser 07/April 04 und 10/Mai 04.

BÜCHER ÜBER KARL MAY. Hans Wollschläger, ›Karl May, Grundriß eines gebrochenen Lebens‹ (Neuausg. Wallstein-Verlag Göttingen 2004): Rezension von H.-Georg Lützenkirchen in Literaturkritik Nr. 4/April 2004. • Rezensionen zu ›Karl May am Kalkberg‹, ›Mit Kara Ben Nemsi durch den Orient‹, ›Winnetou und ich‹ (Brice-Autobiographie): Karl May & Co 96/ Mai 04. • ›Der geschliffene Diamant‹ (KMV 2003): Aus dem Antiquariat‹ 3/11.6.04 (Jörg Weigand). • ›Auf Winnetous Spuren‹, ›Auf Karl Mays Fährte‹, ›Zwischen Himmel und Hölle‹: Mail:Order:Kaiser 08/April 04 und 06/März 04. • ›In den Schründen der Arktik‹ (J. Florstedt): Bild (Leipzig) 23.4.04.

VERANSTALTUNGEN. Lesung von Dr. Chr. Heermann aus seinem Buch ›Winnetous Blutsbruder‹ am 2.7.04 im Liebenauer Hof, Osthofen bei Worms. Wormser Ztg. 29.6./2.7.04. • Desgleichen am 12.9.04: Schützenhaus Stuttgart-Mühlhausen, Mönchfeldstr. 70. • Signierstunde zu Heermanns ›Karl May, der Alte Dessauer und eine alte Dessauerein‹ im Rathaus-Center Dessau, 8.7.04 (Mitteldeutsche Ztg. [Dessau] 8.7.04). • Karl-May-Festtage im Lößnitzgrund (21.–23.5.04): Dresdner Neueste Nachr. 21.5.04; MDR-Text 21./23.5.04: 25000 Besucher!

AUSSTELLUNGEN. ›90 Jahre Karl-May-Verlag‹ im Kulturhaus Gemünden. Main-Echo 24.4.04. • ›Winnetou und sein roter Bruder‹ im Stadtmuseum Duisburg 30.5.–17.10.04.

VORTRÄGE. Prof. Dr. Helmut Schmiedt: ›Was ist so interessant an Karl May?‹ 4.5.04 in Konstanz/Bodensee; Ders.: ›Das Orientbild Karl Mays‹ 14.7.04, Institut für Geschichte, Koblenz; Ders. als Beiträger zu ›Der Dichterbündler‹ (zus. u. a. mit Rudi Schweikert), 18.9.04 im Gleimhaus Halberstadt. • Bericht von Jutta und Jochen Rascher über ihre Reiseimpressionen aus China: ›China – das Reiche der Mitte nach Karl May und in der Realität des 21. Jahrhunderts‹ am 16.4.04 im KM-Museum Radebeul. Sächs. Ztg. (Meißen) 14.4.04.

KARL MAY IN BÜCHERN. Prof. Dr. Helmut Schmiedt: ›Lust und Gewalt. Codierungen der Vergewaltigung in Literatur und Film‹ in: Gender und Interkulturalität, Tübingen 2002, S. 93; Ders.: ›Die Wiederholung im Modus der Gleichzeitigkeit‹ Frankfurt a. M. 2003, S. 78–80, 85.

PRESSE. Ekkehard Bartsch, ›Zwischen Geysiren und kochenden Quellen‹ (zu ›Der Sohn des Bärenjägers‹); Rolf Dernen, ›Im Lande des Mahdi‹; W. Hermesmeier/St. Schmatz, ›»Incognito« in der »Saxonia«‹ (über die angebliche Neuentdeckung eines unbekannten May-Textes); Jutta Laroche, ›Indianische Frauen bei Karl May‹; zahlreiche May-Bezüge in der Chronik 1984–2004 ›20 Jahre Karl May & Co‹ (30 S.!): alle genannten Titel in Karl May & Co 96/Mai 04. • Artikelserie von Michael Rudloff über May-Übersetzungen in Freie Presse (Hohenstein-Ernstthal), 9.6./12.6./18.6./24.6./29.6.04. • ›Ein Schatz »Am Silbersee«: Schweizer Wunderknabe schrieb Karl-May-Oper‹ Chemnitzer Morgenpost 26.6. 04. • Prof. Dr. Helmut Schmiedt, ›Tod des Autors und Krise des Werkbegriffs – als Phänomene der U-Kultur‹ in KulturPoetik 2/03 S. 272–274. • Marlis Haase, ›Wie einst im May‹ nrz am Sonntag 18.4.04. • Heidrun Hannusch, ›Was Karl May schon längst über den Irak wusste – Der Radebeuler Schriftsteller und seine Seherfähigkeiten‹ Dresdner Neueste Nachr. 7.4.04. • Martin Halter, ›Winnetou‹ Tages-Anzeiger (Zürich) 26.6.04. • Lorenz Hoffmann/Stefan Petraschewsky, ›8 Tage im September. Eine marxistische Mayade in acht Folgen‹ Triangel Das Radio zum Lesen Jan. 04 (mit einem fiktiven Gespräch zwischen May und Karl Marx).

RUNDFUNK. KostProbe – DLR Berlin: Lesung aus ›Winnetou‹. Frankfurter Allgem. Ztg. 26.4.04.• Thomas Gaevert, ›Teurer, prachtvoller Old Shatterhand – Karl May und Marie Hannes in ihren Briefen‹ SR-Info 7/04 S. 10 (Radio- und Fernseh-Information des Saarländischen Rundfunks). • Der österreichische Schriftsteller Josef Winkler schildert seine kurze, aber intensive Leidenschaft für Mays Reiseerzählungen in der Sendereihe ›Im Gespräch‹, Ö I des ORF am 20.5.04.

INTERNET. In der freien Internet-Enzyklopädie ›Wikipedia‹ gibt es mittlerweile auch einen recht umfänglichen Artikel zu Karl May (http://de.wikipedia.org/wiki/Karl_May).

KARL-MAY-MUSEUM RADEBEUL. Super Illu 14/25.3.04; Eisenbahn-Kurier (Freiburg) Sonderheft 73 (Mai 04) S. 65, 66; touristische Hinweise: Faltblatt ›Stadtführer Dresden‹, Hotel ›Stadt Freital‹. Verschwundene May-Exponate noch nicht gefunden: Suiegener Ztg. 19.3.04; Sächs. Ztg. (Meißen) 10.4.04; Ermittlungen eingestellt: ebd. 14.4.04. Schäden an der Villa Shatterhand kostenlos repariert: Sächs. Ztg. (Dresdner Land) 24.4.04.

BÜHNEN. Übersichten brachten die Frankfurter Allgem. Ztg. 11.3.04: ›Der deutsche und europäische Festspielsommer 2004‹ und Karl May & Co 96/Mai 04 (6 S.): ›Karl May satt auf 12 Bühnen‹. Elspe, Duisburg, Herne: freizeit 25.6.04. • **Bad Segeberg:** Hamburger Abendblatt 28.6.04 (S. 1 u. 6); Neue Luzerner Ztg. 29.6.04; Rhein-Ztg. 28.6.04; Gong (Nürnberg) 25/04; ARD-Text 26.6.04. • **Elspe:** NRZ 28.6.04; Westfäl. Nachr. (Münster) 28.6.04; WDR-Text 26.6.04. • **Winzendorf:** Kronen-Ztg. (Wien) 14.7.04. • **Gföhl:** Karl May & Co 96/Mai 04. • Mit ›Winnetou I‹ wurde am 18.6.04 die neue Bühne **Am Stausee Oberwald** bei **Hohenstein-Ernstthal** eröffnet. Freie Presse (Chemnitz) 21.6.04; Karl May & Co 96/Mai 04. • Stadthalle **Hachenburg:** ›Männerphantasien‹ (Lesung mit Chr. Pfarr) 12.5.04; ›Old Shatterhand und die Seinen‹ (Szenische Lesung mit Musik) und ›In Sachen Karl May und Johnny Cash‹ mit Wiglaf Droste 13.5.04; ›Der Schatz im Silbersee‹ (Figurentheater Chemnitz) und ›Träume, Tod und Filzpantoffeln‹ mit Dietmar Mues 15.5.04.

FERNSEHEN. ›Freilichtspektakel im Wohnzimmer – wie Bad Segebergs Karl-May-Spiele ins Fernsehen kamen‹ (6 S.) Nicolas Finke in Karl May & Co 96/ Mai 04. • Kabel 1 wandelt ›Auf den Spuren Winnetous‹ in Kroatien: eine „Event-Dokumentation" für einen Themenabend. Der Sender kündigt eine Wiederholung der Western-May-Filmreihe im Dezember 04 an. Frankfurter Allgem. Ztg. 16.6.04. • ›Reiselust‹: ›Trendziel Kroatien‹ mit Hinweisen auf Drehorte (Mali Alan) der KM-Western: ZDF 7.5.04.

FILM. ›Winnetou und Büffel Wilhelm – der deutsche Indianerfilm‹ kult 3/Juni 04 S. 12–13 (Kulturraum Niederrhein eV, Moers). • Über Drehorte in Kroatien: Abendztg. (München) 22.5.04. • ›O herrliche Karl-May-Filmzeit!‹ Karl May & Co 96/Mai 04. • Erwähnungen in Kreuzworträtseln: Hör zu 20/04 und 29/04.

ERWÄHNUNGEN. Tilman Fischer: Reiseziel England. Ein Beitrag zur Poetik der Reisebeschreibung und zur Topik der Moderne (1830–1870). Erich-Schmidt-Verlag Berlin 2004. S. 37: Bemerkungen über die Gattung ›Reiseroman‹/›Reiseerzählung‹ bei Karl May. • Rüdiger Steinlein: Kinder- und Jugendliteratur als Schöne Literatur. Peter Lang Frankfurt a. M. 2004. S. 130–138: über Mays Wilden Westen: „die Fiktion eines sozialen Zustandes, der letztlich bestimmt ist vom Willen der Guten" (S. 138). • Marcel Reich-Ranicki: Lauter schwierige Patienten. Gespräche mit Peter Voß über Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. List-Verlag München 2003. S. 37-39: über die eigene Jugendlektüre. • Saint-John Perse, Dieses Schiff gehört uns, und meine Kindheit ist noch nicht zu Ende. Piper-Verlag München, August 1998. S. 177. • Ferner: Abendztg. (München) 19.5./25.6./26.6./23.7./Beilage ›mobil‹ 17.7.04; Frankfurter Allgem. Ztg. 3.6.04; Hamburger Abendblatt 28.6.04; Hamburger Morgenpost 17.4.04; Bild (Leipzig) 14.4.04; tv today 8/04 S. 201 und 11/04.

Unterlagen zu dieser Rubrik (einseitige Kopien und Meldungen; Zeitungsnamen nicht abkürzen; Erscheinungsorte angeben!) senden Sie – auch kommentarlos – bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München

UNSER SPENDENDANK vom 1. April bis 30. Juni 2004

Sehr verehrte Mitglieder!

Alle Arbeit, die in Vorstand und Mitarbeiterkreis für die Karl-May-Gesellschaft geleistet wird, ist ehrenamtliche und damit (unbezahlte) Freizeit-Arbeit: So hat es Claus Roxin mit Hamburger Bürgersinn einst festgesetzt, und so haben wir es, weil es so richtig ist und sich bewährt hat, weitergeführt. Ehrenamtlich (und unbezahlt) haben deshalb Uwe Richter und Ulrike Müller-Haarmann am 14. Juni insgesamt 192 ›erste Mahnschreiben‹ zur Post gegeben (und damit die Zahl der säumigen Beitragszahler bis Ende Juni um 70 reduziert); und ehrenamtlich (und unbezahlt) hat Ulrike Müller-Haarmann im Monat Juni insgesamt 39 Besteller der Lubbock-Dokumentation ›Karl May im Llano Estacado‹, die in den letzten ›Nachrichten‹ als „soeben erschienen" deklariert war, von der eingetretenen Verzögerung bei der Publikation des Bandes unterrichtet; ganz zu schweigen von Frau Annelotte Pielenz, die in den letzten Monaten selbst aus Klinik und Reha-Klinik die Spendenquittungen der Karl-May-Gesellschaft versandt hat. Ihnen allen, und auch den vielen Ungenannten, die sich in unserer Gesellschaft regelmäßig engagieren, sei an dieser Stelle einmal herzlich dafür gedankt.

Der ›Freizeitcharakter‹ dieser Tätigkeiten ist dann manchmal schuld daran, daß kleine Pannen passieren. So brauchen wir alle, die wir uns in der Karl-May-Gesellschaft nützlich machen, lange ›Vorlaufzeiten‹, wenn denn alles rechtzeitig fertig sein soll: Der Text des vorliegenden ›Spendendanks‹ etwa wird Mitte Juli formuliert, damit Sie ihn im September in den ›Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft‹ lesen können. Beim letzten Mal war alles noch viel kurzfristiger, weil Engelbert Botschen, der ›chef de service‹ der ›Nachrichten‹, eine Woche nach dem Kasseler Mitarbeitertreffen (26.–28. März 2004) auf einem ›fliegenden Teppich‹ auf ›Shatterhand-Tour‹ nach Arizona unterwegs sein sollte: Der Text der ›Nachrichten‹ mußte wenige Tage später, also Anfang April, in Detmold eingehen. Und zu diesem Zeitpunkt war guten Gewissens anzunehmen, daß bis zum Erscheinen der ›Nachrichten‹ Mitte Juli die Dokumentation ›Karl May im Llano Estacado‹ längst vorliegen würde. Daß es dann beim Verlag in Husum Schwierigkeiten technischer Art geben würde, war Anfang April nicht vorauszusehen. Und wenn nun heute dieser ›Spendendank‹ formuliert wird, liegt seit über einer Woche eine e-mail vor, der Band sei endgültig in Druck gegangen, so daß wir eigentlich, wiederum guten Gewissens, davon ausgehen können, daß die Bände, wenn Sie diese Zeilen lesen, längst bei den Bestellern sind …

Sie sehen: so ganz einfach ist das alles nicht, und kleine Pannen unterwegs sind einfach nicht auszuschließen. Umso mehr haben wir Ihnen einmal mehr zu danken für die Treue und Freigebigkeit, mit der Sie unsere gemeinsame Arbeit unterstützen. Die Zeiten sind nicht mehr so wie vor 30 Jahren: Kaum ein deutscher Haushalt, in dem nicht fühlbar würde, daß die ›öffentlichen Hände‹, weil sie leer sind, sich immer stärker auch aus den Taschen der Bürger bedienen. Und selbstverständlich hat dies auch seine Auswirkungen auf das Spendenaufkommen

der Karl-May-Gesellschaft. Gleichwohl bleibt der Spendenertrag für die beiden ersten Quartale 2004 im Finanzbericht unseres Schatzmeisters mit 17.215 € noch in Reichweite unter dem Durchschnitt der letzten sieben Jahre (19.685 €). Wir danken Ihnen sehr herzlich für diese unerwartete und überragende Beständigkeit.

Es grüßt Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr Vorstand:

Reinhold Wolff, Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,
Hans Grunert, Joachim Biermann, Gudrun Keindorf, Uwe Richter

35 Spenden bis € 14,99	260,67
B. Arlinghaus, Dortmund	24,-
G. Biegel, Braunschweig	50,-
K. Böhmer, Köln	17,-
W. Gebhart, Hallein (A)	24,-
G. Greiner, Ludwigsburg	24,-
J. Gulden, Grafrath	26,-
H. Haefs, Atzerath (B)	24,-
A. Haider, Pettnau (A)	24,-
U. Halm, Dresden	34,-
D. Hauschild, Dresden	29,-
P. Herrmann, Bochum	24,-
J. Holthoff, Overath	24,-
J. Köhlert, Hamburg	19,70
R. Köpper, Bad Ems	24,-
P. Krumbiegel, Döbeln	20,-
G. Kruse, Stade	20,-
H.-J. Machreich, Ulm	26,-
F. J. Maessen, Essen	26,-
C. Mangels, Cuxhaven	26,-
G. Marquardt, Bonn	48,-
K. N. Micklitz, Brookshire (USA)	15,08
N. Middendorf, Mettingen	24,-
H. Moritz, Nürnberg	43,70
H. Müggenburg, Mönchengladbach	25,-
G. Mühlbrant, Plauen	20,84
G. Mühlenkamp, Salzgitter	20,-
F. Munzel, Dortmund	15,34
G. W. Mushack, Berlin	50,-
P. Nest, Saarbrücken	74,-
A. Ommer, Duisburg	26,-
A. Paschinger, Wien (A)	50,-
A. Patz, Kerpen	17,-
H. Peitzmeier, Lage	20,-
W. v. Plessen, Zepernik	24,-
K.-H. Remy, München	24,-
U. Roxin, Hamburg	24,-
B. Ruhnau, Reichelsheim	30,-
W. Schersch, Micheldorf (A)	20,-
R. Schleicher, Ettlingen	24,-
B. Schneider, Hildesheim	20,-
T. Schramke, Cottbus	19,-
H. W. Schwarz, Schleswig	26,-
M. Schwarz, Leck	24,-
H. Styra, Köln	24,-
K. Vollrodt, Hannover	24,-
H. v. d. Wall, Ankum	26,-
A. Walter, Kaarst	24,-
P. Werner, Gnarrenburg	26,-
S. Winkler, Mannheim	26,-
N. N. Inland	1784,07
Spenden im II. Quartal	€ 3.364,40
I.–II. Quartal insgesamt	€ 17.214,66

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane bzw. Reiseerzählungen. Freiburg 1892ff. (hier: Band XXI)
HKA II.20	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth. Nördlingen 1987ff., Zürich 1990ff., Bargfeld 1994ff. (hier: Abteilung II, Band 20)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1970ff., Husum 1982ff.
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch
LuS	Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; [3]1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft

Unsere aktuellen Publikationen

Sonderheft

Nr. 128	Ricarda Wolsing: Ich-Erzählung und Aventiurenkette im Orientzyklus Karl Mays	6,50 €

Materialien zum Werk Karl Mays

Bd. 4	Dominik Melzig: Der ›Kranke Mann‹ und sein Freund. Karl Mays Stereotypenverwendung als Beitrag zum Orientalismus	8,00 €

Reprint

Karl May: Old Firehand. Seltene Originaltexte Bd. 3	28,00 €

Sonstiges

Joachim Biermann/Hartmut Kühne (Hg.): Register zum Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1996–2000	8,00 €
Meredith McClain/Reinhold Wolff (Hg.): Karl May im Llano Estacado (339 S.)	13,00 €

Die Reihen ›Sonderhefte‹ und ›Materialien zum Werk Karl Mays‹ können über die Zentrale Bestelladresse auch abonniert werden.

Zentrale Bestelladresse: Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 53125 Bonn • Tel.+Fax: 0228/252492

Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e.V., Hamburg
Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
e-mail: geschaeftsfuehrer@karl-may-gesellschaft.de
Bankverbindung:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg: Konto Nr. 1995 480,
BLZ 752 200 70; für Zahlungen aus dem Ausland:
IBAN: DE83 7522 0070 0001 9954 80,
SWIFT (BIC): HYVEDEMM405

Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf (gk), Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden
Tel.: 0551/83421 • Fax: 0551/8209537
e-mail: G.Keindorf@t-online.de
Joachim Biermann (jb), Storchenweg 10, 49808 Lingen
Tel.: 0591/66082 • Fax: 0591/9661440
e-mail: Joachim.Biermann@t-online.de
Mitarbeiter der Redaktion:
Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk), Sigrid Seltmann (sis)
Druck und Versand:
Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst auf Diskette oder CD-ROM einzusenden.
Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion. – Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 20. Juli 2004

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen in gedruckter Form sowie im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). Hierfür übertragen die VerfasserInnen die folgenden urheberrechtlichen Nutzungsrechte nicht ausschließlich und unbeschränkt auf die KMG: Veröffentlichungsrecht § 12 UrhG, Vervielfältigungsrecht § 16 UrhG, Verbreitungsrecht § 17 UrhG. Abweichende Regelungen bedürfen der Schriftform.